



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

5. JAHRGANG  
JAN. - MÄRZ 1976



## Inhalt

Wolfram Noeske		
Die Klosterkirche St. Luzen in Hechingen ist wieder offen		1
Klaus Pieper / Bernhard Brüggemann		
Von der konstruktiven Sicherung historischer Bauten		11
Hubert Krins		
Das Verwaltungsgericht entscheidet . . .		14
Peter Anstett		
Zum Thema Geld und Denkmalpflege		17
Norbert Bongartz		
Das Heilig-Kreuz-Münster in Schwäbisch-Gmünd – ein aktueller Problemfall		19
Johann Michael Fritz		
Die Restaurierung des spätgotischen Altarkreuzes von St. Stefan in Karlsruhe		23
Gerhard Fingerlin		
Zwei römische Straßenstationen im südlichen Oberrheintal		27
Konrad Freyer		
Zur Ausstellung „Die stille Zerstörung“ in Karlsruhe		32
Eckart Hannmann		
Eine Meisterleistung?		35
Thomas Boedeker		
Ortskernzerstörung in Welzheim		36
Eckart Hannmann		
Denkmalpflegerische Gesichtspunkte bei der Sanierung von Einzelobjekten		38
Mitteilungen		43
Personalia		44
Titelbild:	St. Luzen in Hechingen. Zwei der Wandnischen im Chor, in denen die Titelheiligen der sieben Stationskirchen von Rom mit den Kirchenmodellen dargestellt sind. Zum Aufsatz Wolfram Noeske: Die Klosterkirche St. Luzen in Hechingen ist wieder offen	



## Wolfram Noeske: Die Klosterkirche St. Luzen in Hechingen ist wieder offen

Den Lesern des Nachrichtenblattes ist die ehemalige Klosterkirche St. Luzen schon einmal vorgeführt worden. In Heft 2/1968 hatte Oskar Heck, letzter Landeskonservator der Hohenzollerischen Lande (im ehemaligen Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern) über sie berichtet unter der Überschrift „Die Klosterkirche St. Luzen in Hechingen ist höchst gefährdet!“ Der Absturz einer Stuckrosette vom Gewölbe der Antoniuskapelle und die anschließende Überprüfung des Bauwerks hatten 1967 die Schließung der Kirche erfordert. Sie war statisch labil geworden. Unsachgemäße Eingriffe in das Holzwerk des Dachstuhls hatten einen Horizontaldruck des hölzernen Netzgewölbes ausgelöst. Dies hatte zu einem bedrohlichen Ausweichen der Südwand und zu erheblichen Rißbildungen geführt.

Dem Bemühen Oskar Hecks ist es weitgehend zu verdanken, daß die schwierige und langwierige Finanzierung zur Rettung der Kirche dann doch zustande gekommen ist. Die Verteilung der aufzubringenden Summe von 1,77 Millionen DM – zu der, wie Oskar Heck damals hoffnungsvoll schrieb, „sich eine brüderliche Gemeinschaft zusammenschließt, in der jeder bestrebt ist, des anderen Last zu tragen“ – konnte schließlich in folgender Weise geregelt werden: je 536 160,– DM als Beitrag der Erzdiözese Freiburg und des Landesdenkmalamts, 129 200,– DM von der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde Hechingens, 193 800,– DM vom eigens hierfür gegründeten Verein „Rettet St. Luzen“ und 374 680,– DM vom Fürstlichen Haus Sigmaringen, das außerdem das Kirchengebäude der Gemeinde durch Schenkung übereignete.

Anfang 1971 wurde mit einer durchgreifenden, alle Teile der Kirche erfassenden Restaurierung begonnen. Die baulich teilweise sehr schwierige Arbeit stand unter der Leitung von Baudirektor Büchner vom Erzbischöflichen Bauamt Konstanz und insbesondere seines Mitarbeiters Oberamtmann Muffler, der das Baugeschehen mit beispielhaftem Einsatz meisterlich geführt hat. Die restauratorischen Arbeiten wurden dem umsichtigen und mit behutsamer Hand operierenden Ernst Lorch anvertraut; er und seine Sigmaringer Werkstatt haben zum Gelingen Entscheidendes beigetragen. Der denkmalpflegerische Part wurde nach dem 1972 erfolgten Ausscheiden von Oskar Heck von der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes übernommen. Am 25. Oktober 1975 konnte die restaurierte Kirche in einem Festakt der Gemeinde wieder übergeben werden.

Gleichsam als Hommage an die Kirchengemeinde Hechingen, die die Wiederherstellung von St. Luzen als ihre gewichtige Leistung im Europäischen Denkmal-

schutzjahr mit Stolz feiern durfte, möge hier ein Blick in die Entwicklungsgeschichte dieses Bauwerkes folgen.

Der Platz, auf dem die Kirche St. Luzen steht, ist für die kirchliche Geschichte Hechingens nicht ohne Bedeutung. Hier hatte sich bereits 1328 die erste Pfarrkirche des Ortes befunden. Sie war entstanden aus der ersten uns bekannten kirchlichen Besiedlung an dieser Stelle, einem Frauenkloster vom Orden des heiligen Franziskus. Als 1488 mit dem Neubau der Jakobuskirche in der Oberstadt die Pfarrei dorthin verlegt wurde, begann mit dem Verlust der Pfarrstelle auch das Kirchengebäude selber zu verfallens. Der Hohenzollerngraf Eitel Friedrich II. bemühte sich bis zu seinem Tod 1512, dem Verfall entgegenzuwirken. Mit einer testamentarischen Stiftung hoffte er, dem verlassenen Kloster durch Zuzug von Barfüßermönchen und durch Einsatz materieller Güter eine neue Wirksamkeit zu verleihen. Seine unmittelbaren Nachkommen führten diesen seinen letzten Willen nicht durch. Erst Graf Eitel Friedrich IV. von Hohenzollern-Hechingen (Regierungszeit 1576–1605) machte sich die testamentarische Verpflichtung seines Vorfahren zu eigen. Ihm ist die Kirche St. Luzen, wie sie uns heute vor Augen steht, zu verdanken.

Über das Erscheinungsbild jener ersten Klostergebäude ist keine Kunde überliefert. Um so eingehender sind wir unterrichtet über die Absichten, die Eitel Friedrich IV. zur Wiederherstellung der verfallenden Anlage gehegt und durchgeführt hat. Es sind eine ganze Anzahl von Verträgen, sogenannte Verdinge, zwischen ihm und den von ihm herangezogenen Kunsthandwerkern erhalten geblieben. Aus den Formulierungen dieser Verdinge sowie aus dem Umstand, daß ein leitender Baumeister nicht genannt wird, ist zu schließen, daß die Gestaltung der wiedererstandenen Kirche St. Luzen, ihr figürliches Programm, ihr Dekor und ihr farblicher Reichtum als eine ureigene Schöpfung ihres Auftraggebers – eingebunden natürlich in den Stilwillen ihrer Zeit – anzusehen ist. Dieser durchgreifende Umbau ist in den Jahren 1586 bis 1589 vor sich gegangen.

Beim Außenbau läßt sich die Einbeziehung der Vorgängerkirche in den Umbau noch deutlich an typischen spätgotischen Einzelheiten erkennen: etwa daran, wie an das Langhaus der abgesetzte und eingezogene Chor anschließt, der mit drei Seiten eines Achtecks endet, – an den Spitzbogen- und Rundfenstern, denen allerdings eine spätere Zeit die charakteristischen Maßwerke genommen hat, – und schließlich an den verdachten Strebeböckeln der südlichen Schiffswand. Im Innenraum dagegen ist, abgesehen von der Grundrißgestalt, nichts mehr von dem Vorgängerbau zu spüren. Hier herrscht





1 ST. LUZEN IN HECHINGEN. Innenraum nach Westen mit Blick auf die Orgelempore.

die Sprache der Zeit Eitel Friedrichs vor, ausgedrückt mit einem die Wandflächen überspinnenden Maureskenzierwerk, mit muschelbekrönten Nischen, mit kanellierten Halbsäulen auf diamantquaderbesetzten Postamenten, mit rollwerk- und beschlagwerkumrahmten Inschriftfeldern und voluminösen Fruchtgehängen – kurz, mit dem üppig ausgebreiteten Dekorreichtum der deutschen Renaissance. Dieses plastische Zierwerk sowie das vorherrschende Thema im Schiff, die Darstellung der zwölf Apostel mit ihren Namensschildern im Fries über ihnen und mit dem Glaubensbekenntnis auf den Tafeln unter ihnen, hat Graf Eitel Friedrich in dem Verding mit dem Gipser Wendel Neufferer genau festgelegt. Von den Lebensdaten dieses Stukkateurs wissen wir nur, daß er um 1550 in Herrenberg geboren und um 1630 wohl auch dort gestorben ist. In einem weiteren Verding mit ihm hat Eitel Friedrich für den Chor, ebenfalls eingebet-

tet in Muschelnischen zwischen verzierten Pilastern, die „Sieben Kirchen“ als Darstellung gewünscht. Hierunter sind die sieben Stationskirchen von Rom zu verstehen, die die Pilger auf ihrer Romfahrt aufzusuchen hatten. Abgebildet sind die Titelheiligen dieser Pilgerkirchen mit dem jeweiligen Kirchenmodell an ihrer Seite. Dieses ungewöhnliche Programm wird verständlich, wenn man erfährt, daß den Franziskanern das Privileg vom Heiligen Stuhl verliehen war, in ihren Gotteshäusern die sieben Hauptkirchen Roms sinnbildlich für das Ablassgebet darzustellen.

Unter Wendel Neufferer sind zwei weitere Bildhauer laut den erhalten gebliebenen Abrechnungen tätig gewesen: ein Hans Aman, Bildschnitzer aus Ulm, und ein nicht namentlich genannter „Bildhauer aus Überlingen“. Jedoch von welcher Hand im einzelnen die Reihe





2 ZWEI DER APOSTELFIGUREN in Muschelnischen. Ausschnitt aus der nördlichen Schiffswand von St. Luzen.

der Apostel, die der Kirchenpatrone im Chor, ja auch die Figuren der Maria und der vier Evangelisten am Kanzelkorb stammen, ist eine noch nicht geklärte Frage. Wir wissen nur, daß dem Künstler, der die Apostelfiguren geschaffen hat, Stichvorlagen nach Zeichnungen des Niederländers Hendrik Goltzius als Vorbild gedient haben. Einer Zuschreibung an einen dieser Künstlernamen entziehen sich auch die drei großen Bildkartuschen, die das von Eitel Friedrich geforderte figürliche Programm bereichern: zum einen die Stigmatisation des heiligen Franziskus über dem Chorbogen nach Westen, sodann über dem Chorbogen nach Osten das Bild der Immaculata und auf der Chornordwand der heilige Michael als Drachentöter und Seelenwäger. Die Kanzel selber ist jedoch von Hans Aman, er hat sie im vorderen Abschwing des Korbes signiert, mit der Jahreszahl 1589 datiert und mit seinem Meisterzeichen versehen.

Bei den hier angedeuteten Fragen nach Urheberschaft und geistiger Wurzel der singulären Raumdekoration von St. Luzen darf auch ein Hinweis auf die Gewölbefelder in der westlichen Chorthälfte und in der Antoniuskapelle nicht fehlen. Ist schon die verdoppelte Erscheinung dieser spätgotisch anmutenden Rippenwölbung auffällig, so überrascht noch mehr die Tatsache, daß diese kuppeligen Netzgewölbe eine bis in Einzelheiten gehende Wiederholung des Gewölbes der Fuggerkapelle in Augsburg sind. Dort wie hier besteht die Hauptfigur aus zwei sich überschneidenden Vierpässen, wie auch die Besetzung der Felder mit Rosetten sich gleicht.

Die Fuggerkapelle, wohl das früheste Werk der Renaissance auf deutschem Boden, ist 1518 entstanden, also drei Generationen eher als St. Luzen. Wir wissen nicht, welches der Beweggrund für diese getreue Kopie siebzig



Jahre später gewesen ist. Augsburg war eines der bedeutendsten Kunstzentren der damaligen Welt, so daß es nicht erstaunlich zu sein braucht, wenn dort entstandene Formbildungen auf dem Weg über die Skizzenbücher wandernder Künstler Verbreitung fanden. Andererseits wissen wir von den freundschaftlichen Beziehungen Eitel Friedrichs zu Herzog Wilhelm V. von Bayern, die sich unter anderem darin ausgewirkt haben, daß 1586 zu Beginn des Kirchenumbaus neun Franziskanerpatres aus München das Kloster St. Luzen neu besiedelten. Es sei dahingestellt, ob diese Beziehungen zum bayerischen Herrscherhaus eine Rolle bei der Vermittlung Augsburger Künstler gespielt haben, die nachweislich in Hechingen beschäftigt waren und denen die Übermittlung der Augsburger Gewölbeform dann zuzuschreiben wäre.

Der Fülle an plastischem Reichtum, der den Innenraum von St. Luzen zu einem Ereignis innerhalb der deutschen Baugeschichte hat werden lassen, da ihm nichts Vergleichbares mehr gegenübergestellt werden kann, antwortet ein Farbüberschwang ohnegleichen. Die starken Farben der Palette Rot – Grün – Blau – Ocker – Grau sind ungebrochen nebeneinander gesetzt. Sie heben die plastische Form hervor und steigern sie in ihrer

Wirkung, unterstützt vom realistischen Inkarnat der Figuren und von der Erhöhung mancher Einzelheiten durch Goldauflage.

Die Wünsche, die Eitel Friedrich hinsichtlich der farbigen Ausmalung seiner Kirche hegte, sind aus seinem Vertrag mit dem Maler Hans de Bay aus Riedlingen, einem vermutlich aus den Niederlanden zugewanderten Künstler, ziemlich genau bekannt. Die Formulierungen darin gehen bis zu maltechnischen Einzelheiten, wie etwa, daß „etlichs mit öl und etlichs mit wasserfarben aufs best und vleissigst angestrichen gemalet und verichtet werden“. Eine Steigerung des Farbreichtums vom Schiff zum Chor ist dabei deutlich das Ziel.

Die farbige Pracht dieses Kirchenraumes sollte keinen langen Bestand haben. Zum Ausgang des 17. Jahrhunderts hatte die Vorstellung von Raumfassung und Raumwirkung einen grundsätzlichen Wandel erfahren. Der Wunsch nach hellen, von Licht durchfluteten Räumen setzte sich durch, die nicht von aufgetragenen, geborgten Farben leben, sondern ihre Wirkung aus dem Licht selber und dem kräftigen Schattenspiel der Formen beziehen. Originale Kirchenräume dieser Zeit, die den Stilwandel kurz vor 1700 als Neubauten unverfälscht präsentieren, haben wir beispielsweise in Ober-

3 DIE ANTONIUSKAPELLE in St. Luzen. Blick auf die Nordwand mit dem Durchgang zum Schiff.





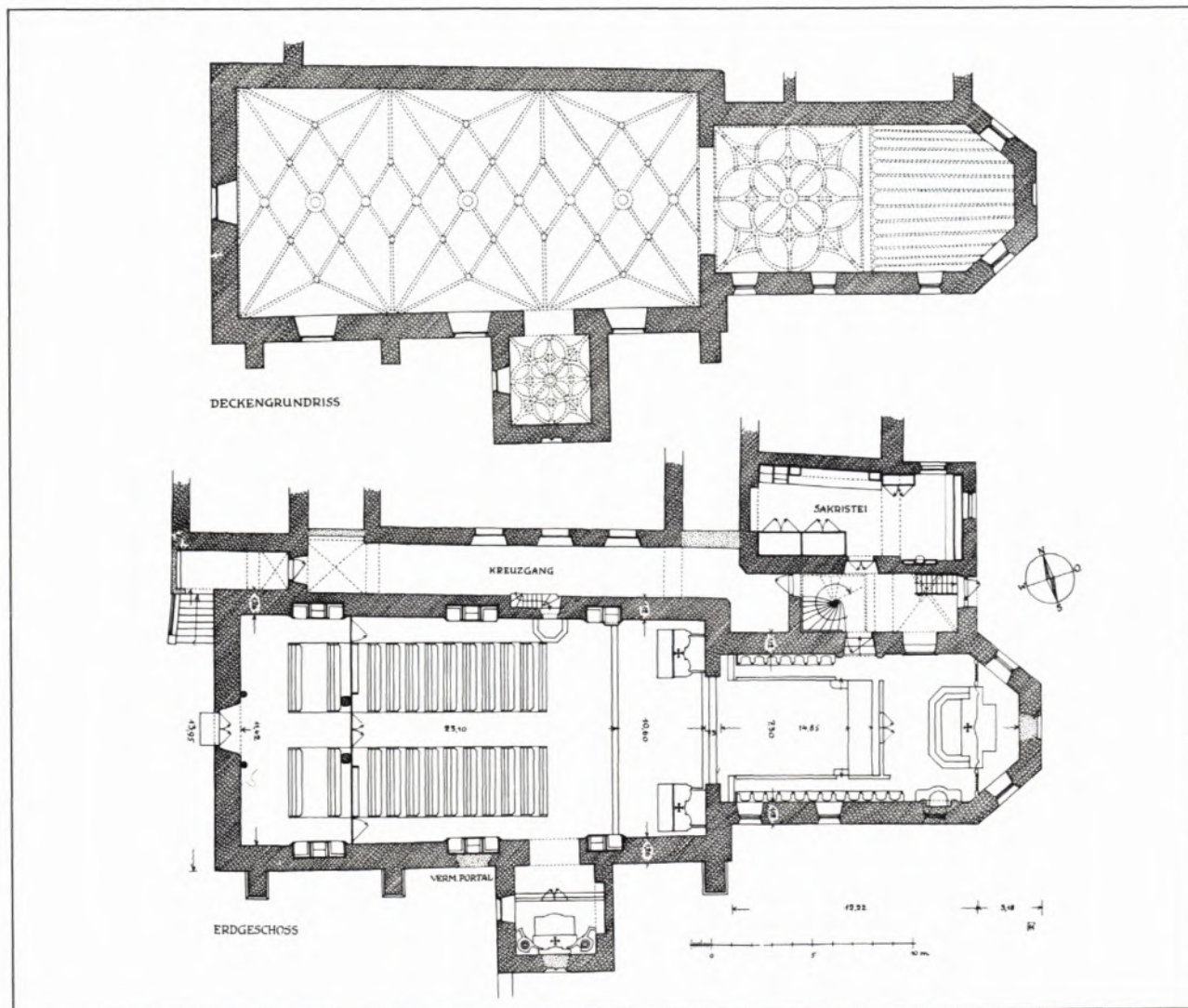
marchtal und in Friedrichshafen, beides reich stukkierete Räume in einheitlicher Weißfassung mit dunkel kontrastierender Möblierung. Aber auch bestehende Bauten mit zurückliegender Stilausbildung wie in St. Luzen wurden mitunter der geänderten Auffassung unterworfen. Diese Veränderung, deren Erscheinungsbild wir alle noch erlebt haben, muß in St. Luzen kurz vor 1702, dem Weihedatum der Seitenaltäre, durchgeführt worden sein. Die Wandflächen, der figürliche und dekorative plastische Schmuck, die Gewölbefelder – alles wurde mit einem Kalkweiß überstrichen, und das spätgotische Maßwerk der Fenster wurde zu vermehrtem Lichteinfall herausgebrochen. Dem mit Helligkeit erfüllten Raum standen in wirkungsvollem Kontrast die im dunklen Holzton gehaltenen Ausstattungsstücke gegenüber, das Gestühl, die Beichtstühle und die im Furnierholzton bemalte Architektur der Altäre. Mit diesem veränderten Farbkleid hat sich St. Luzen die folgenden 270 Jahre begnügen müssen.

Das veränderte Raumbewußtsein ließ auch den alten Südeingang der Kirche – er befand sich an der Stelle des mittleren Beichtstuhls – aufheben und gab dem Raum mit dem neuen Westeingang (die Jahreszahl 1713 steht über dem Türsturz) die barocke Achsausrichtung vom

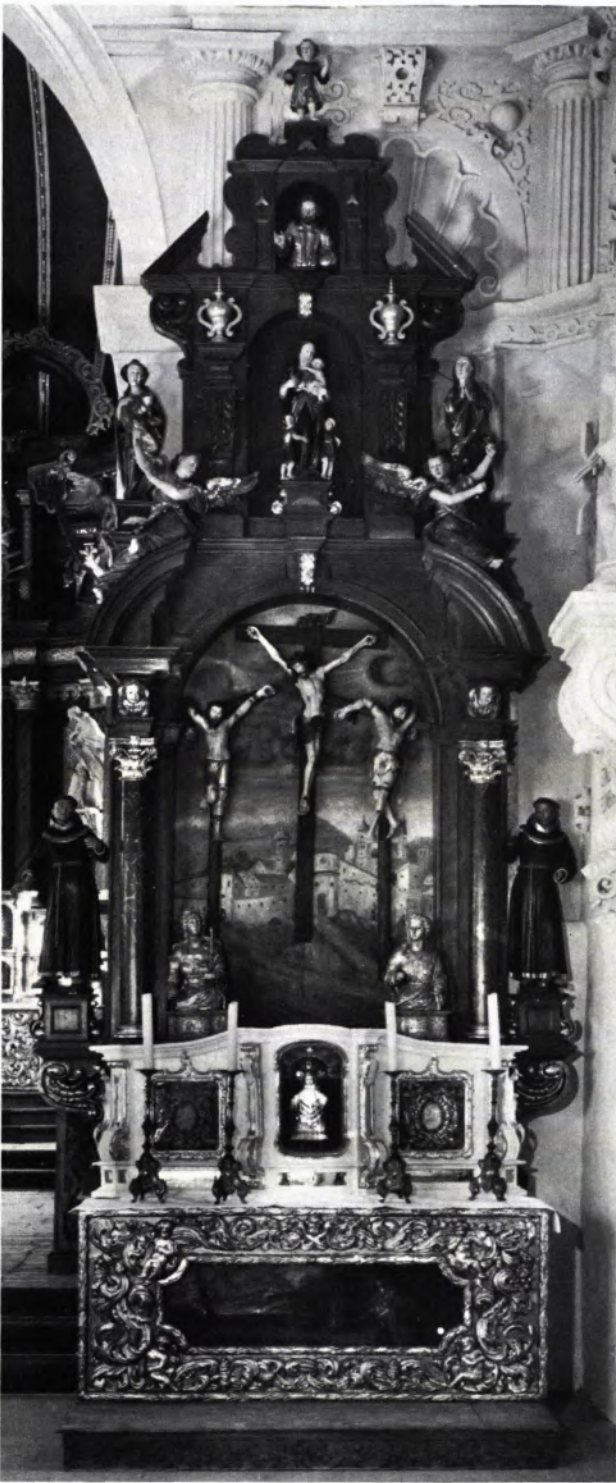
Eingangsportal zum Hauptaltar. Aus dieser Zeit stammt auch die auf zwei Pfeilern sich abstützende hölzerne Empore mit dem dreitürmigen Orgelprospekt. Da die Empore als Mönchschor diente, steht auf ihrer Brüstung als Sichtschutz ein Stäbchengitter, gerahmt von einer Architekturzier aus bemaltem Bretterwerk.

Die Altäre der Umbaukirche von 1586 sind untergegangen. Jedoch aus dem Verding Eitel Friedrichs mit dem Bildschnitzer Glöckler aus Überlingen haben wir die Kenntnis von einem Maria-Magdalena-Altar und einem Heilig-Kreuz-Altar wie auch von ihrer Gestaltung, ihren Figuren und Bildern und deren Anordnung. Gleichfalls wissen wir aus dem Verding mit dem Maler Hans Gastner und dem Bildhauer Hanns Gemelich, beides Augsburger Künstler, daß sie einen Altar für die Antoniuskapelle zu schaffen hatten. Ein Teil dieses Altars ist erhalten geblieben, ein hohes Brettstück mit goldgefaßtem Roll- und Beschlagwerk, Muschelnischen und Heiligenbildern in Rundmedaillons. Dieser Altar hatte ursprünglich in der Nische der Ostwand der Antoniuskapelle gestanden. Als der jetzige Antoniusaltar mit dem Bild der Antonius-Vision vom Söflinger Maler Johann Enderle 1757 errichtet wurde – nach barockem Architekturprinzip selbstverständlich auf die Achse zum Schiff aus-

4 ST. LUZEN IN HECHINGEN. Decken- und Erdgeschoßgrundriß der Klosterkirche.







5

gerichtet —, wurde das Südfenster der Kapelle vermauert und das Retabel des alten Altars hinter dem neuen Altar verwahrt, wo es später aufgefunden wurde. Es bedarf keiner Frage, daß dieses ehrwürdige Dokument, auch wenn es uns fragmentarisch erhalten geblieben ist, wieder seinen alten Platz einnehmen wird.

Die beiden Seitenaltäre von 1702 haben — ein bemerkenswerter früher Akt denkmalpflegerischen Tuns — figürliche Teile der ehemaligen Altäre in sich aufgenommen: so der südliche Seitenaltar in seinem Hauptbild die plastische Darstellung von Christus und den beiden Schächern, im Aufsatz die Figuren der Fides, der Spes

6

und der Caritas sowie die Halbfigur von Christus mit der Weltkugel und den Jesusknaben; der nördliche Seitenaltar gleichfalls den Jesusknaben und die Halbfigur Gottvaters.

Dieser Altar besitzt in seinem plastischen Hauptbild, der Stigmatisation des heiligen Franziskus, ein wichtiges Bilddokument. Der Künstler, der es 1702 geschaffen hat, hatte die Kirche vor ihrer Veränderung gekannt. Das Bild zeigt die Kirche noch mit ihrem südlichen Eingangsportäl, mit dem ehemals auf dem Ostgiebel des Schiffes aufsitzenden Glockentürmchen, mit der Drei-flügelanlage des Klosters sowie mit der den ganzen Komplex umgürtenden Mauer.

Auch der Hauptaltar, der 1743 geweiht wurde, ist aus Teilen zeitlich verschiedener Herkunft zusammengefügt. Auf der Mensa, deren steinerne Platte noch aus der Zeit Eitel Friedrichs stammt, steht ein Drehtabernakel mit einer Kreuzigungsgruppe aus dem frühen 18. Jahrhundert; seitlich davon sind in zweigeschossiger, abgestufter Anordnung je vier Reliquiare mit verglasten drehbaren Einsätzen angebracht. Hier wurden die Gebeine der Märtyrer entsprechend dem Ablauf des Kirchenjahres ausgestellt. Einer-Generation früher entstammt das Antependium, eine gemalte Abendmahlszene in breitem Rahmen mit geschnitztem, wucherndem Akanthuslaubwerk. In der Mittelnische des flach zurückschwingenden Retabels steht eine im Stil des 18. Jahrhunderts mit Brokatkleid und echten Haaren bekleidete Madonna mit Christkind; unter diesem Brokatgewand verbirgt sich eine spätgotische Marienfigur. Die heiligen Joseph und Johann Nepomuk sind weißpolierte Plastiken aus der Zeit der Altarweihe. Der Aufsatz umfaßt mit vier mächtigen, in Gegenschwüngen angeordneten Voluten ein gerahmtes Mittelfeld, in welchem, umrahmt vom Licht des goldgelben Okulus, der Titelheilige St. Luzius steht. Er wie auch die beiden schwebenden Engel sind Werke des 17. Jahrhunderts.

Das starke Erdbeben von 1911 hatte auch St. Luzen in Mitleidenschaft gezogen. Im Zuge der damaligen Instandsetzungsarbeiten ist der Kirche ein irreparabler Schaden zugefügt worden. Der figürliche und dekorative plastische Schmuck von St. Luzen besteht aus einer Mischung von Weißkalk, Sand und Gips. Die figürlichen und rundplastischen Teile sind frei aufgetragen worden, dagegen ist das wie Laubsägearbeit anmutende Zierwerk ein Stuckschnitt, d. h. aus der etwa 4 cm dicken Stuckfläche wurde entlang vorgezeichneter Ritzlinien, die noch vielfach erkennbar sind, das Ornament herausgeschnitten. Dieser Stuck lebt aus dem seidigen Oberflächenschimmer seiner Haut, die sich beim Erstarren der Masse bildet. Beim Ausbessern der Erdbebenschäden hat man im Bestreben, die Wände zu säubern, die seit 1700 angebrachten mehrfachen Kalktünchen grob abgekratzt, statt sie mit Skalpell und Waschungen vorsichtig zu lösen. Dadurch hat der Stuck zu einem großen Teil seine originale Oberflächensubstanz eingebüßt. Bei dieser Prozedur ist man auch auf das unter den Tünchenschichten erhalten gebliebene Farbleid der Umbaukirche Eitel Friedrichs gestoßen, und der leitende Baumeister hat den Farbbefund exakt beschrieben. Aber für die damalige Zeit galt die Farbe — wir staunen heute über diese Auffassung — noch durchaus nicht als ein der Architektur und der plastischen Form gleichwertiges Dokument. Bei der Säuberungsaktion wurden darum auch die Farben mit abgekratzt, glücklicherweise nur un-





DIE SEITENALTÄRE  
VON ST. LUZEN.

◁ 5 Südlicher Seitenaltar von 1702 mit figürlicher Ausstattung aus den ehemaligen Altären.

6 Mittelbild (Holzrelief) des nördlichen Seitenaltars mit der Stigmatisation des heiligen Franziskus. Im Hintergrund St. Luzen vor der barocken Veränderung.

6

vollkommen, so daß genügend Anhaltspunkte für die Wiederherstellung erhalten geblieben sind. St. Luzen wurde danach wieder weiß gestrichen.

Gleich zu Beginn der jetzt durchgeführten Restaurierung hatte sich die grundsätzliche Frage gestellt: Ist es berechtigt, zugunsten der farbigen Fassung des Raumes von 1586 die monochrome Weißfassung von 1700 zu eliminieren, die doch gleichfalls ihren legitimen Anteil innerhalb der Baugeschichte dieser Kirche beansprucht? Es wurde aber nach den ersten Untersuchungen von Innenputz und bloßgelegten Mauerwerksteilen sehr rasch deutlich, daß eine auf solch vereinfachende Alternative hin-

zielende Frage hier nicht statthaft war. Abgesehen von der verlockenden Verpflichtung, der farbigen Fassung dieses gänzlich mit Stuck ausgestatteten Raumes nachzuspüren und damit die nachträgliche Weißfassung aufzugeben, ergab es sich andererseits zwingend, daß die zeitlich verschiedenen Beiträge ohne Gewaltanwendung nach der einen wie nach der anderen Seite gar nicht voneinander zu trennen waren. Wenn darum das Hauptaugenmerk der Restaurierung auch auf die hervorsteckende Besonderheit dieser Kirche, ihren farbig gefaßten Stuck, gerichtet war, so mußte doch der barocken Ausstattung ein gleiches Gewicht zugemessen werden.

7





7

Aus mehreren Gründen war es nämlich nicht möglich, den Raum wieder so herzustellen, wie ihn Eitel Friedrich hatte herrichten lassen. Bei der Aufstellung der Seitenaltäre 1702 waren zu beiden Seiten des Chorbogens und vor allem in seiner Bogenzone maßgebende Veränderungen der ehemaligen Architektur vorgenommen worden. Nach dem Abbau der Seitenaltäre wurden zwar die vielfachen Zerstörungen an dieser zentralen Raumpartie deutlich, jedoch haben sich keine Anhaltspunkte für das ehemalige Aussehen des Chorbogens ergeben. Eine Rückführung der früheren Chorbogenarchitektur verbot sich aber nicht nur aus mangelndem Wissen um den originalen Zustand, sondern auch durch die Tatsache, daß die jetzige Chorbogenarchitektur und die Seitenaltäre seit 1702 zu einer Einheit verschmolzen sind.

Ein Gleiches ergab sich im westlichen Teil des Raumes. Durch den Ausbruch des großen Westfensters 1713 ist

nicht nur der untere Teil des ehemaligen Rundfensters samt dem darunter gewesenen Hauptgesims zerstört worden, der Einbau der Empore hat hier zudem den gesamten plastischen Dekor vernichtet und mit ihm die „Bildnuß Christi“, also Passionsszenen, die sich laut einem zeitgenössischen Widmungsgedicht in den hier teilzerstörten Muschelnischen befunden haben. Wie sie ausgesehen haben, wissen wir nicht.

Der mehrfach geäußerte Wunsch, durch Weglassen der Seitenaltäre und der Empore das Raumbild der Kirche Eitel Friedrichs wieder ungehindert sprechen zu lassen, war also aus ganz realen Gründen nicht zu erfüllen, da dieses Raumbild aus Unkenntnis seiner Einzelteile nicht wiederherstellbar ist. Aber auch aus denkmalpflegerischer Einsicht mußte diesem Wunsch widersprochen werden. Altäre und Orgelempore sind Zeugnis und Ausdruck des religiösen Lebens, wie es sich in St. Luzen entwickelt hat. Es ist eine denkmalpflegerische Aufgabe,

8



◁ 7 ST. LUZEN IN HECHINGEN. Innenraum nach Osten mit Blick auf die Seitenaltäre und den Chor. Über dem Chorbogen die große Bildkartusche mit der Stigmatisation des heiligen Franziskus.

8 Die bronzene Grabplatte für Eitel Friedrich IV. in der Westwand der Antoniuskapelle. Im Mittelfeld über dem Zoller- und Erbkämmererschild ein Herz mit Schriftband: UBI THESAURUS MEUS · IBI COR MEUM · Zweizeilige Umschrift: ANO · 1605 · AUF SONTAG DEN 16 JANUARY STARB DER HOCH; UND WOLGEPORN HERR HERR EYTEL · FRIDERICH GRAVE ZU HOHENZOLLERN · SIGMARINGEN · UND · VEHRINGEN HER ZUE HAYGERLOCH UND WEHRSTAIN · DES HAY · RÖM: REI · ERB · CAME: KAY: MAY: RATH DESEN · HERTZ · ALHIE · BEGRABEN LIGT ·



8

Entwicklungsgeschichte ablesbar zu machen. Sodann: Die beiden Seitenaltäre bilden im Verein mit dem Hauptaltar eine barocke Komposition, die die Tiefe des Chorraumes erst erlebbar macht. Sie sind darum ein wichtiger Faktor der Raumdisposition. Und schließlich: Die Seitenaltäre verdecken zwar mit ihren hohen Retabeln den Blick auf die Figuren von Petrus und Paulus, doch die beiden Apostel sind weiterhin präsent. Wir haben es zu respektieren, daß die barocke Ausstattung als ein unlösbarer Bestand in den Raum von 1586 hineingewachsen ist.

Ein Wort noch zur wiedererstandenen Farbigkeit der Kirche! Die Untersuchung des Außenputzes hat nach dem Schichtenbefund die originale Farbigkeit wieder zutage gefördert. Nach den Feststellungen des Doerner-Instituts in München, daß es ein mit schwarzem Eisenoxyd durchgefärbter grauer Putz war, basiert der heutige Farbauftrag also auf sicherer Grundlage. Gleichfalls auf

Befund beruhen die Quaderbemalung der Gebäudekanten und die Umrahmung der Fenster, deren Begrenzungen mit einem Putzritz vorgezogen und mit einem schwarzen Beistrich nachgezogen waren.

Die heutige Farbfassung des Innenraumes ist in bezug auf ihre ehemalige Erscheinung ebenfalls mehrfach sicher belegt: einmal durch die vertraglich formulierten Wünsche Eitel Friedrichs in seinem Verding mit dem Maler Hans de Bay, sodann durch die Feststellungen anlässlich der Instandsetzung nach dem Erdbeben 1911 und schließlich durch die dokumentierten Befunde und Pigmentanalysen der jetzigen Restaurierung.

Diese Restaurierung hat leider keine neuen Erkenntnisse über die Vorgeschichte der Klosterkirche vermitteln können. Es sind nur einige Einzelheiten des Vorgängerbaus aufgedeckt worden, zum Beispiel in der Chornordwand ein spätgotischer Wandtabernakel und

9





9 SÜDANSICHT VON ST. LUZEN mit Kalvarienberg und Stationshäuschen. Im Mittelgrund links das rundbogige Durchgangstor mit Aufsatz und Muschelnische.

eine rundbogige schmale Durchgangsöffnung sowie in der Chorsüdwand eine Doppelnische mit kleinem Freipfeiler. Eine große Durchgangsöffnung in der oberen Wandzone hinter dem Chorbogen läßt auf einen ehemaligen Lettner schließen. An dieser Stelle des Chorbogens wurde ein Stück Quadermalerei aufgedeckt, das ahnen läßt, wie die Oberfläche des Chorbogens vor seiner Veränderung von 1702 gestaltet gewesen ist.

Am Gewölbe des Langhauses sind die 31 Knotenpunkte der Rippen besetzt mit Rosetten, die die Wappen und Namen der mit Hohenzollern verwandten Geschlechter zeigen. Die drei mittleren ragen durch Größe und besondere Stuckzier heraus. Die östliche trägt den Kreuzifixus, dessen Strahlen der heilige Franziskus empfängt. Die westliche nennt die Gemahlin des Auftraggebers dieser Kirche. Die mittlere nennt ihn selber: Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, des Heiligen Römischen Reichs Erbkämmerer. Hier hat er sich dargestellt, dies ist seine Kirche, die er mit seinem ganzen Hause der Fürbitte des heiligen Franziskus unterstellt.

Noch an einer zweiten Stelle ist das Gedächtnis an ihn gegenwärtig. Eine Bronzeplatte in der Westwand der Antoniuskapelle weist auf seine Titel und Besitztümer hin und auf seinen Tod 1605. Sein Herz, das hier be-

stattet lag, ist vergangen. Sein Werk, die St.-Luzen-Kirche, lebt wiedererstanden fort.

Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 bereitete in St. Luzen der mönchischen Tradition ein Ende. Die Gruft der Mönche, unter dem Podest vor dem Chor gelegen, vereinsamte wie auch die Dreiflügelanlage des Klosters selber. Dieses wurde Ende des 19. Jahrhunderts von einer Brauerei erworben, seit 1973 steht es leer.

In der Klostermauer südlich der Kirche befindet sich das rundbogige Durchgangstor, das über seinem Gebälk einen Aufsatz mit muschelbekrönter Nische und einer Figur des heiligen Franziskus trägt. Unmittelbar daneben wurde, etwa gleichzeitig mit der barocken Veränderung der Kirche, ein Kalvarienberg aufgebaut, ein steinerner Rundbau, der in seinem Untergeschoß das Grab Christi als letzte Station des Kreuzwegs aufgenommen hat. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde er als Nachfolger eines früheren Kreuzweges errichtet und schlingt seitdem das Band zwischen Hechingen und seiner einstigen Pfarrkirche St. Luzen.

*Dipl.-Ing. Wolfram Noeske  
LDA • Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Hauptstraße 50  
7400 Tübingen-Bebenhausen*



Klaus Pieper/Bernhard Brüggemann: Von der konstruktiven Sicherung historischer Bauten

Unter Denkmalpflege stellt sich der Laie vorwiegend Restaurierungen von Malereien, Vergoldungen, Anstriche, vielleicht noch kunstvolle Stuckarbeiten und Putze vor. Der fortschrittliche Denkmalpfleger bemüht sich heute um soziologische Strukturen alter Städte und die Möglichkeit, deren Ausdruck, die Altstadt, zu erhalten. Der Denkmalpfleger sieht sich vor allem und immer wieder vor die Tatsache gestellt, daß seine finanziellen Mittel nirgendwo ausreichen, um den unaufhaltsamen Verfall zu bremsen, und daß seine rechtlichen Mittel nicht genügen, um das Einzelobjekt wie das Ensemble wirksam vor Geschäftsinteressen zu schützen.

Kaum einer denkt bei der Denkmalpflege aber an den Einsatz speziellster technischer Mittel, an Bohrungen und Injektionen, an schwere Spannanker und Vernadelungen, an Unterfangungen und Auswechselungen tragender Teile (Abbildung 1). „Sicherungsarbeiten“ nennen wir diesen Teil der Denkmalpflege, und der Denkmalpfleger weiß, daß er, wie der Rohbau beim Neubau, etwa ein Drittel bis zur Hälfte der Gesamtkosten verschlingt. Die Statik bringt kaum jemand mit dem Begriff Denkmalpflege in Zusammenhang, und doch braucht der alte Bau sie genauso wie die neue Konstruktion.

Vor jeder Sicherungsarbeit muß die Statik des bestehenden Bauwerkes zusammen mit der Diagnostizierung der sichtbaren Schäden die Ursachen für die Krankheit des Baus aufdecken; denn die Ursache der Schadenssymptome ist zu beseitigen, ehe die äußeren Schäden geheilt werden können.

Aber wie hilflos ist der moderne Statiker samt seinen Rechenautomaten gegenüber einem solchen uralten Bauwerk! Welcher Ingenieur hat im Drang der von ihm geforderten Arbeiten die Zeit, sich um die Tragwirkung gemauerter Kuppeln oder gar von Kreuzgewölben zu kümmern, denen er nur einmal im Leben gegenübersteht? So ist das harte Urteil entstanden, daß die Statiker eigentlich nur festzustellen in der Lage sind, daß der Bau längst umgefallen sein müßte. Wenn er dennoch steht, entgegen der Meinung des Statikers, so ist kein technisches Wunder geschehen, sondern dann ist eben die Statik falsch. An vielen Beispielen kann nachgewiesen werden, daß es mit dem notwendigen Wissen durchaus möglich ist, auch den Zustand des gefährdeten Bauwerkes noch statisch zu erfassen und die restliche Sicherheit abzuschätzen. Vor allem aber ist es bei ausreichender Sorgfalt möglich, die Ursache jeden Schadens auch zahlenmäßig nachzuweisen und damit die Unterlagen für Sicherungsmaßnahmen zu schaffen.

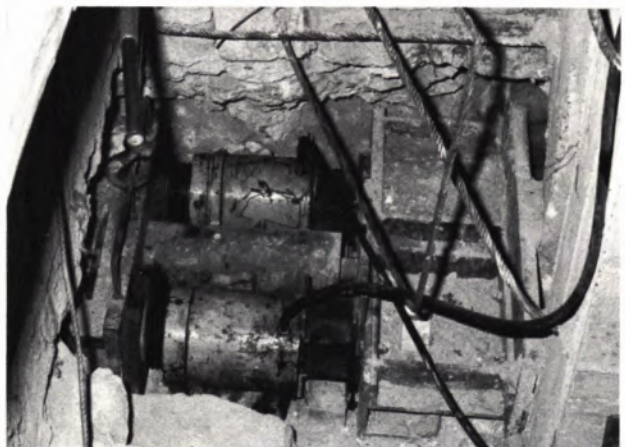
Außerdem ist es meist möglich, solche sichernden Konstruktionen nicht entgegen der ursprünglichen Trag-

wirkung des Baues zu planen, sondern als deren Unterstützung und darüber hinaus unsichtbar und dauerhaft nach den Maßstäben der Denkmalpflege (Abbildungen 2 und 3). Aber derartiges Konstruieren braucht Erfahrung, erfordert viel Aufwand im Aufmaß des Zustandes und der Schäden sowie Geduld bei der Suche nach den Wegen der Kräfte bis in den Baugrund hinein.

Nun ist erstaunlicherweise festzustellen, daß es zwar ganz offiziell anerkannte Spezialisten für Stahlbetonbau, für Stahlbau und Holzbau gibt, daß es aber dem Zufall überlassen bleibt, ob als „Arzt“ für den historischen Bau ein auf diesem Gebiet erfahrener Mann berufen wird oder der, der zufällig in der Nachbarschaft wohnt.

Darüber hinaus ist bekannt, daß für jeden kleinsten Neubau ein Sicherheitsnachweis, die statische Berechnung geliefert und von einem amtlich berufenen Spezialisten geprüft werden muß. Nur bei den historischen Bauten glaubt man, in den meisten Fällen darauf verzichten zu können, den menschlichen Irrtum und die menschliche Fehleinschätzung durch unabhängige Prüfung auszuschalten. Gerade wenn die Statik besonders schwierig ist, wenn es keine Vorschriften, keine Literatur, keine Vorlesungen gibt, gerade dann vertraut man sich sehr oft dem ersten besten an. Wenn man selbst erlebt hat, daß eigene Berechnungen, zum Beispiel über den Zustand der Marienkirche in Lübeck, und die Vorschläge zur Sicherung dieses hervorragenden Bauwerkes nicht geprüft wurden, obwohl sie von einem damals noch sehr jungen und unerfahrenen, zum erstenmal an einem historischen Bau arbeitenden Ingenieur auf-

1 ANKERBARREN für 150-Mp-Anker. Sie werden in das Mauerwerk eingebaut, so daß sie später nicht mehr sichtbar sind.







2



3

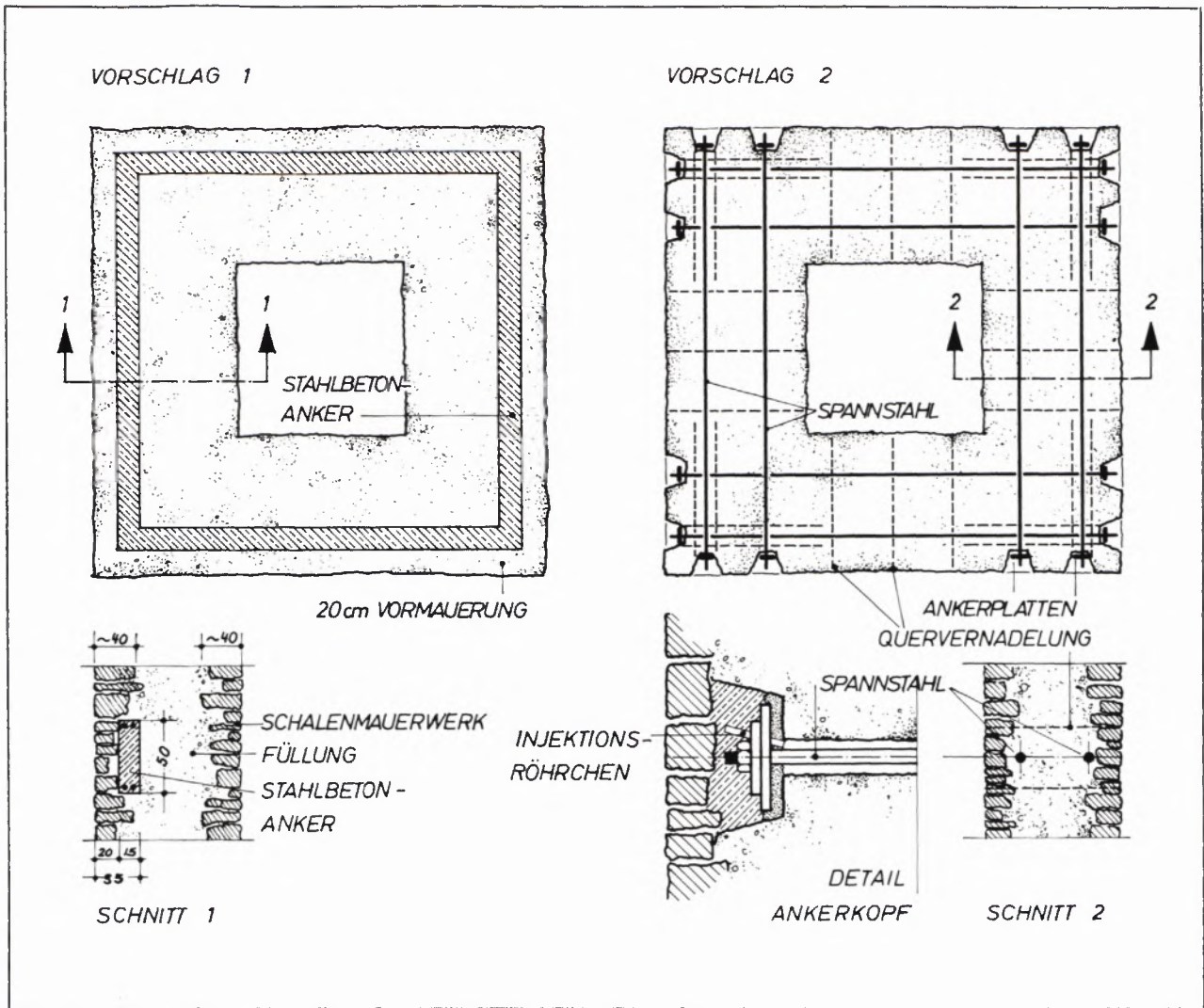
gestellt waren, dann erst wird man den Wert einer Prüfung wirklich ermessen können.

Es gibt bekannte Bauwerke genug, bei denen schwerwiegende Fehler geplant waren und wo die ausnahmsweise erfolgte Prüfung dann zu ganz anderen Auffassungen und Maßnahmen führte (Abbildung 4). Es ist außerordentlich bedauerlich, daß in solchen Fällen oft ein Wechsel in der Leitung des Vorhabens eintritt.

Warum kann man nicht, wie es bei den statischen Berechnungen von Neubauten selbstverständlich ist, Unterschiede in der Auffassung ausdiskutieren, die Arbeit aber trotzdem von dem, der sich zunächst vielleicht geirrt hat, zu Ende führen lassen?

Grundsätzlich aber, und das ist der Zweck dieser Ausführungen, sollte darauf gedrungen werden, daß jede konstruktive Maßnahme von einem wirklichen Sachverständigen geplant und unabhängig davon von einem „Prüfstatiker für die Sicherung alter Bauten“ kontrolliert wird. Es ist keine Schwierigkeit, eine ausreichende Anzahl erfahrener Konstrukteure auf diesem Gebiet zu benennen und sie, wie jeden anderen Prüfstatiker, zuzulassen. Eine absolute Sicherheit vor Irrtümern und Fehlplanungen ist auch dann nicht gegeben, aber die Wahrscheinlichkeit wird größer, daß Fehlplanungen vermieden werden und daß die Maßnahmen erfolgreich und wirtschaftlich sind. Der Gang der Planung wird etwas umständlicher und länger werden. Wenn das





4 ZWEI UNTERSCHIEDLICHE VORSCHLÄGE für die Sanierung eines Bauwerkes. Der erste Vorschlag sieht Stahlbetonringanker vor, die hinter einer etwa 20 cm starken Vormauerung versteckt werden. Zum Einbau dieser Ringanker muß die äußere Schale des Mauerwerkes um etwa 35 cm geschwächt werden, etwa um das Maß der äußeren Mauerwerksschale. – Die Alternativlösung zeigt Spannglieder, deren Einbau ohne größere Schwächung des Mauerwerksgefüges möglich ist. Der Stahlbetonringanker ist gegen Horizontaldrücke aus dem Füllmaterial verhältnismäßig weich, während die paarweise angeordneten Spannglieder im Verein mit einer Quervernadelung den Horizontaldrücken ausreichend Widerstand bieten.

◁ 2 und 3 DER BLAUE TURM IN BAD WIMPFEN. Nach der Sanierung konnten die das Bild störenden und zum Teil durchgerosteten eisernen Ringanker entfernt werden.

aber schon bei einem Einfamilienhaus hingenommen wird, dann sollten gerade bei einem Bau, der fünfhundert Jahre und länger gestanden hat, beispielsweise 14 Tage Planung keine Rolle spielen, zumal auch der Aufwand für eine wirklich ausdiskutierte Auffassung von den notwendigen Maßnahmen für die Wiederherstellung der Sicherheit sich lohnt.

Die erzwungene Zusammenarbeit von erfahrenem Prüfer und vielleicht jüngerem Planer gewährleistet außerdem die Weitergabe und Nutzung der gerade bei Bautensicherungen alles bedeutenden Erfahrung. Das System ermöglicht trotzdem auch dem engagierten jungen Statiker das Einführen neuer Gesichtspunkte und neuer

Techniken und vermeidet starres Festhalten an überholten Methoden.

Es liegt an den Denkmalpflegern, die ja meist Kunsthistoriker oder Architekten sind, sich durch solche Maßnahmen eine ausreichende konstruktive Beratung beim Einsatz so großer Mittel und bei der Erhaltung so hoher kultureller Werte zu sichern.

Prof. Dr.-Ing. Klaus Pieper  
Dipl.-Ing. Bernhard Brüggemann  
Technische Universität • Lehrstuhl für Hochbaustatik  
Pockelsstraße 4  
3300 Braunschweig



Hubert Krins: Das Verwaltungsgericht entscheidet . . .

Das Schwabenhaus-Urteil

1





Am 14. Oktober 1975 fällte der Erste Senat des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg in Mannheim das lang erwartete Urteil im Streitfall des Tübinger Schwabenhauses (AZ I 865/74). Damit wurde, wenigstens was die juristische Seite des Falles betrifft, ein Schlußpunkt zugunsten der Denkmalpflege gesetzt. Was jedoch die Erhaltung des Bauwerkes selber anbelangt, so sind konkrete Maßnahmen immer noch nicht in Sicht. Dabei könnte zumindest die Außeninstandsetzung bereits auf vollen Touren laufen, wenn die Stadt Tübingen den vom Land im Spätherbst 1975 angebotenen fünfzigprozentigen Zuschuß aus Konjunkturförderungsmitteln nicht abgelehnt hätte.

Was war der Inhalt des Streites? Seit etwa zwanzig Jahren plante die Stadt Tübingen eine Neugestaltung des nördlichen Neckarufers östlich der Neckarbrücke. Die Pläne verdichteten sich Ende der sechziger Jahre in Richtung auf eine intensive neue Uferbebauung. Auf dem Gelände standen als herausragende, jedoch damals nicht denkmalgeschützte Gebäude die als Gartenwirtschaft weithin bekannte „Neckarmüllerei“ und das 1899/1900 erbaute Schwabenhause, ehemaliges studentisches Verbindungshaus des Corps Suevia. Die Stadt war Eigentümerin der Grundstücke und leitete 1971 die ersten Abbrüche ein (Neckarmüllerei). Anfang 1972 unterrichtete das Landesdenkmalamt die Stadt darüber, daß im Vollzug des nun in Kraft getretenen neuen Denkmalschutzgesetzes das noch stehende Schwabenhause als Kulturdenkmal anzusehen sei. Im März beantragte die

Stadt den Abbruch des Gebäudes, der jedoch vom Regierungspräsidium als zuständiger Denkmalschutzbehörde abgelehnt wurde. Das Regierungspräsidium schloß sich dem vom Landesdenkmalamt inzwischen formulierten Gutachten an, in dem es zusammenfassend hieß: „Das Schwabenhause ist ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, weil es als Verbindungshause für die Universitätsstadt Tübingen eine eminente heimatgeschichtliche Bedeutung hat; weil seine Architektur künstlerisch von Rang ist und als Auftakt zum Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. eine Besonderheit in der Epoche des Historismus darstellt; weil die Architekten Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle zu den bedeutendsten Baumeistern um die Jahrhundertwende im südwestdeutschen Raum gehören, die mit ihren im Auftrag der öffentlichen Hand erstellten Bauten wichtige und bezeichnende Beispiele des Weges der Baukunst vom Historismus zur Sachlichkeitsarchitektur lieferten.“

Der daraufhin von der Stadt eingelegte Widerspruch wurde zurückgewiesen und auch die anschließende Klage beim Verwaltungsgericht Sigmaringen. Der im Widerspruchsverfahren gutachtlich gehörte Denkmalrat des Regierungsbezirkes bejahte ebenso die besondere Bedeutung des Kulturdenkmals wie der im Verwaltungsgerichtsverfahren als sachverständiger Gutachter gehörte Münchener Ordinarius für Kunstgeschichte Prof. Dr. W. Braunfels.

Die Stadt legte dennoch gegen das Urteil des Sigmaringer Gerichts Berufung ein, die nun in Mannheim zu-

◁ 1 DAS SCHWABENHAUSE IN TÜBINGEN – *ehemaliges studentisches Verbindungshause des Corps Suevia. Erbaut 1899/1900 von den Stuttgarter Architekten Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle.*

2 MARBACH AM NECKAR. *Das Schiller-Nationalmuseum von Eisenlohr und Weigle, erbaut in den Jahren 1901 bis 1903.*





rückgewiesen wurde. Entscheidend für die Wertung des Schwabenhauses war auch nach Auffassung des Senats das Sachverständigengutachten von Professor Braunfels. Damit sei erwiesen, „daß das Schwabenhaus ein Gebäude ist, an dessen Erhaltung zumindest aus künstlerischen, daneben aber wegen seines exemplarischen Charakters als Studentenverbindungshaus auch aus wissenschaftlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“.

Eine auf dieser Tatsache beruhende Entscheidung der Denkmalschutzbehörde muß jedoch auch die möglicherweise der Erhaltung entgegenstehenden Interessen des Denkmaleigentümers beachten. „Bei dieser Feststellung geht der Senat davon aus, daß der in dieser Bestimmung (§ 6 Denkmalschutzgesetz: Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmalen haben diese im Rahmen des Zumutbaren zu erhalten und pfleglich zu behandeln. — Verf.) gebrauchte Begriff des Erhaltens nicht nur die Maßnahmen des Eigentümers umreißt, die erforderlich sind, um einen baupolizeilich sicheren und vor allem denkmalswürdigen Zustand des Schutzobjektes aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen, sondern auch auf die Erhaltung des Gegenstandes als Substanz — die Wahrung des Status quo — bezogen werden muß.“ Da es in dem Verfahren nur darum — um die Erhaltung des Status quo — ging, konnte die Frage unberücksichtigt bleiben, ob es der Stadt Tübingen zugemutet werden kann, die erforderlichen Maßnahmen zu treffen, um das Schwabenhaus in einen denkmalswürdigen Zustand zu versetzen. Die Zumutbarkeitsklausel in § 6 DSchG kann nur dann zugunsten des Abbruchs eines Kulturdenkmals ausgelegt werden, „wenn das besondere Opfer, das dem Eigentümer des Denkmals zugemutet wird, nicht nur

den Bereich der Sozialbindung überschreitet, sondern darüber hinaus auch nicht von einem der § 1 Abs. 2 DSchG vorgesehenen Träger der Denkmalpflege an der Stelle des Eigentümers erbracht werden kann.“ Was ist mit dieser, für die praktische Denkmalpflege vielleicht wichtigsten Aussage des Schwabenhaus-Urteils gemeint? Der zitierte Absatz des § 1 DSchG besagt, daß die Aufgabe des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege vom Land und im Rahmen ihrer Leistungsfähigkeit von den Gemeinden erfüllt wird. Damit obliegt die Pflicht, ein Kulturdenkmal zu erhalten, nicht allein dem Eigentümer, „sondern — und das gilt vor allem dann, wenn es dem Eigentümer nicht zugemutet werden kann, diese Pflicht zu erfüllen — daneben auch dem Land und den Gemeinden.“ Dadurch ist sichergestellt, daß die weitere Existenz eines schutzwürdigen Kulturdenkmals nicht von der augenblicklichen finanziellen Situation seines Eigentümers abhängig gemacht werden kann.

Selbst wenn also die Stadt Tübingen durch den Umstand, daß sie das Schwabenhaus auf ihrem Grundstück stehen lassen muß, in einer durch die Sozialbindungsklausel des Grundgesetzes nicht mehr gedeckten Weise an der Nutzung ihres Grundeigentums gehindert worden wäre — was die Stadt jedoch nicht geltend gemacht hatte —, hätte als nächste „Instanz“ das Land die erforderlichen Erhaltungsmaßnahmen treffen müssen.

*Dr. Hubert Krins  
LDA • Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Hauptstraße 50  
7400 Tübingen-Bebenhausen*



## Peter Anstett: Zum Thema Geld und Denkmalpflege

Im Jahr 1975 ist in allen europäischen Kulturländern über Lichtbild und Fortbildung, Hör- und Sehfunk, Sonderbriefmarken und Sonderstempel, teure Bücher und kostenlose Broschüren, Presse und Flugblätter, Bierdeckel und Plakatsäulen, Sonderaktionen und Kongresse Denkmalschutz publik gemacht worden. „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“, dieses überzeugende Motto sollte Bürger, Planer, Architekten und Politiker im letzten Viertel unseres 20. Jahrhunderts neu motivieren im Umgang mit Altem. Alles stand unter dem Eindruck der Abbrüche und der Unwirtlichkeit des Neuen, nur leider ziemlich spät.

Daß Denkmalschutz und Denkmalpflege auch mit Geld zusammenhängen, mit der Finanzkraft der Eigentümer von Kulturdenkmälern und mit der Finanzkraft der öffentlichen Hände, daran konnte ein Fünfmärkstück gemahnen, das 1975 als „ordentliches Zahlungsmittel“ und dazuhin noch im Gegensatz zu den neuen automaten-sicheren Fünfmärkstücken mit einem deutlichen Edelmetallanteil geprägt und von den Banken den Sammlern Stück für Stück zugeteilt worden ist.

Die Denkmalpfleger selbst hätten sich von einem „Notopfer Denkmalschutz“ eine größere Wirkung „im Bereich des Machbaren“ versprochen als durch eine Sammlermünze, die zwar ein ordentliches Zahlungsmittel ist, aber nur durch das Vollständigkeitsbedürfnis vieler leidenschaftlicher Sammler überschüssige Kaufkraft stillzulegen sucht, Finanzkraft, an der es der Denkmalpflege in allen Ländern mehr oder weniger deutlich gebricht. —

Das Hoheitszeichen und die Währungsangabe sind auf einer Seite vereinigt; „Zukunft für unsere Vergangenheit“ steht auf dem Münzrand, dort, wo gewöhnlich bei Fünfmärkstücken „Einigkeit und Recht und Freiheit“ zu lesen ist. „Europäisches Denkmalschutzjahr 1975“ steht auf der Münzrückseite, inmitten einer Synopse von Fensterformen aller Zeiten mit Sprossenteilungen je in der für die verschiedenen Zeiten charakteristischen Art. Der verbleibende Rest der Münzfläche wird durch Bossenquader, Lisenen, Putzstrukturen und eine Fachwerksäule mit Kopf- und Fußbändern grafisch aufgefüllt.

Vielfalt der Sprossenteilung des 15. bis 19. Jahrhunderts! Ausgesprochen das, was die Denkmalpflege trotz aller Bemühungen quasi Stunde um Stunde in einem offensichtlich kaum aufzuhaltenden Prozeß bei der Erneuerung der Fenster tausendfach verliert, wirbt für Denkmalschutz!

Sprossenteilungen seien unzumutbar, sagen die Beseitiger. Sie nähmen Licht (was nachweisbar nicht zutrifft), sie verteuern das Fensterputzen (aber verbilligen den Glasersatz), sie wirken einfach altmodisch, unmodern. Die große Glasfläche, Idol heutigen Bauens, muß auch in den Altbau, am Baudenkmal verwirklicht werden. Daß man damit einem Bauwerk seinen ganzen Reiz nehmen kann, zeigt das abgebildete Beispiel eines Mansarddachhauses des 18. Jahrhunderts im unmittelbaren Bereich eines sehr bedeutenden Schlosses. Hier hat die Bauverwaltung unseres Landes ein negatives







Beispiel für eine ganze Stadt geschaffen, dem man nunmehr munter folgt, während der Denkmalfünfer in den Tresoren von Münzsammlern schlummert, die ihr neues Haus im Grünen gerade oder schon lange abbezahlt haben.

Offensichtlich gab die Ganzglasscheibe doch nicht das gewünschte Münzbild zum Denkmalschutzjahr ab, selbst wenn sie doch weit mehr den Realitäten entsprochen hätte.

Oder sollte hier mit harter Münze zum Ausdruck ge-

bracht werden, daß es in der Denkmalpflege auch auf solche Details ankommt, wenn unsere Städte und Dörfer wieder ihren wirklichen Charakter zurückerhalten sollen? Dann aber muß man bedauern, daß über die Sammlerstücke keine Publizität dieser Einsicht erreicht wird.

*Dr. Peter Anstett  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe*



# Norbert Bongartz: Das Heilig-Kreuz-Münster in Schwäbisch-Gmünd — ein aktueller Problemfall

Durch die spektakuläre zweimonatige Schließung des Heilig-Kreuz-Münsters in Schwäbisch Gmünd (vom 20. 10. bis zum 19. 12. 1975), die wegen Steinschlaggefahr im Bereich der Netzgewölbe des Langhauses notwendig geworden war, ist die Öffentlichkeit zumindest teilweise darauf aufmerksam geworden, daß die Schäden an diesem Bau ein bedrohliches Ausmaß erreicht haben. Ein 1975 von der Münsterbauhütte und dem betreuenden Architekturbüro Hänle-Magdeburg erarbeitetes Gutachten hat den Nachweis erbracht, daß der Alterungs- bzw. Zerfallsprozeß am Münster in den letzten dreißig Jahren stärker gewesen ist als in den 600 Jahren davor und mit der bisherigen Einmannbauhütte nicht mehr eingedämmt werden kann.

Die derzeitigen Hauptschäden sind in drei Bereichen zu finden:

## 1. Gewölbeschäden

Am dringlichsten ist die Sicherung der Gewölbe, vor allem der des Langhauses. Hier haben Bewegungen des Baus (wie bei fast allen anderen gotischen Bauten auch) dazu geführt, daß durch leichtes Ausweichen der Außenmauern etwas Spiel in das Gefüge der Rippen kommen konnte. Nur aufgrund einer architekturgeschichtlichen Besonderheit hat dieser Normalvorgang unangenehme Konsequenzen ausgelöst: Die spätgotischen Netzgewölbe der Zeit um 1500 werden von den Rippen nicht mehr getragen. Nur die Knotenstücke der Rippen stehen mit den Gewölbekappen im Verband. Dazwischen sitzen lange und kurze Rippenstücke, die sich bei geringsten Verschiebungen lockern und — vor allem im Bereich der Gewölbescheitel — abzusacken drohen. Der daraus resultierenden Steinschlaggefahr ist man in früheren Jahrhunderten dadurch begegnet, daß man Eisenbänder um die absturzbedrohten Rippen zog, die oberhalb der Gewölbe am Dachstuhl aufgehängt wurden.

Statt solcher Einzelmaßnahmen sollen 1976 nach dem Gutachten des Statikers Professor Wenzel aus Karlsruhe die Rippen aller gefährdeten Gewölbepartien unsichtbar nach oben mit den tragfähigen Gewölbekappen verübelt werden. Die alten Eisenbänder werden im gleichen Arbeitsvorgang entfernt. Als unerhebliche historische Zutaten sind diese ehemaligen technischen Hilfsmittel nach der Sanierung entbehrlich.

Die Gewölbesicherung wird voraussichtlich 700 000 DM kosten. Das Schutz- und Arbeitsgerüst, welches im Laufe der Sicherungsarbeiten nach Westen umgesetzt wird, wurde von der Diözese Rottenburg zur Verfügung gestellt. Es stand vorher in Steinhausen und Aulendorf.

## 2. Steinzerfall

Der Zustand der kostbaren parlerzeitlichen Figurenportale ist besorgniserregend. Die zum größeren Teil noch mit alten Fassungen überzogenen Portalskulpturen lassen in ihrer von Ferne gesehen noch halbwegs gesund erscheinenden Oberfläche charakteristische Aufwerfungen erkennen. In diesen kleinen Kratern zeigt sich eine Zwischenschicht, die ihr Bindemittel verloren hat. Auch halbwegs intakte Figuren kann man heute kaum mehr mit ruhigem Gewissen anfassen. Geschicht nichts, so werden die Portale vor sich hinsandeln — um das Maß an Sandhäufchen, die monatlich weggefegt werden.

Da die Schäden dort am schlimmsten sind, wo das Regenwasser nicht hinkommt, also auf der Unterseite von Wasserspeiern oder von Gesimsen und in den überwölbten Portalnischen, steht es außer Frage, daß die Schäden durch Abgase hervorgerufen werden. In Verbindung mit feinsten Wassertröpfchen (Nebel, Smog) schlägt sich das Schwefeldioxyd als schweflige Säure bzw. Schwefelsäure auf den Steinen nieder und löst die Kalkbestandteile des Sandsteins, welche auskristallisierend eine Sprengwirkung ausüben.

Im Sommer 1975 wurde eine Probehärtung und Imprägnierung zweier Figuren aus Keupersandstein mit einem Kieselsäureester durchgeführt, welcher dem teils kalkgebundenen Stein ein natürliches und resistenteres Ersatzbindemittel verschafft. Wenngleich die Drucktests des Otto-Graf-Instituts in Stuttgart-Vaihingen keine verwertbaren Aussagen erbracht haben, sind doch nach Auskunft der Landesanstalt für Immissions- und Bodennutzungsschutz in Essen bei einer Eindringtiefe von 4 bis 5 cm, dem günstigen Chemismus und der Möglichkeit mehrerer Nachfolgebehandlungen für den Fall des Nachlassens der Wirkung die Bedingungen zufriedenstellend, so daß einer Anwendung des Härtungsmittels nichts mehr im Wege steht, auch wenn die Garantiedauer des Materials vorerst nur zehn Jahre beträgt.

Hat sich in der Frage der Gewölberippen-Sicherung eine praktische Zusammenarbeit mit der Bauhütte des Freiburger Münsters ergeben, die sich zur Zeit mit ähnlichen Problemen beschäftigt, so bestand in der Frage der Steinkonservierung ein Kontakt zur Kölner Dom-bauhütte, welche in Zusammenarbeit mit dem bereits erwähnten Essener Landesamt einen Großversuch zu Steinhärtung und Imprägnierung abgeschlossen hat (abgedruckt im „Kölner Domblatt“ 1975). Zwar sind die Gmünder Verhältnisse nicht mit denen in Köln gleichzusetzen, doch befindet sich unter den vielen am Kölner Dom verwendeten Steinsorten auch der im 19. Jahrhundert von Württemberg für den Dombau gestiftete







DAS HEILIG-KREUZ-  
MÜNSTER IN  
SCHWÄBISCH GMÜND

◁ 1 Blick in das Langhaus nach Westen. Die alten Eisenbänder zur Sicherung der Gewölberippen sind deutlich zu erkennen.

2 Links eine bereits vor langer Zeit gesicherte abgesackte Rippe, rechts daneben ein absturzbedrohtes Rippenstück.

3 und 4 Archivoltenfigur am nördlichen Chorportal vor der Abnahme und nach der Härtung.



2

Schlahtdorfer Sandstein, dessen Schäden am gravierendsten sind und der dem Gmünder Steinmaterial in seiner Zusammensetzung ähnelt.

Die Härtungsarbeiten sind dringend. Nachdem die Voruntersuchungen, außer der des Restaurators, abgeschlossen sind, sollte keine lange Zeit mehr verstreichen, bis die ständigen Substanzverluste gestoppt werden.

Nach der vollzogenen Härtung könnte sogar daran gedacht werden, die bereits vor vielen Jahren ins Innere

der Kirche versetzten Gewandfiguren wieder an ihrem originalen Platz aufzustellen. Allerdings gibt es in zwei Fällen gewisse Komplikationen. In seiner Ende 1975 veröffentlichten Dissertation über das Heilig-Kreuz-Münster weist der Kunsthistoriker Hermann Kissling nach, daß die Gewandfiguren der beiden Chorportale vor Beginn des 18. Jahrhunderts miteinander vertauscht und somit aus ihrem ursprünglichen Sinnzusammenhang gerissen worden sind. Die Wiederherstellung des richtigen ikonographischen Zusammenhangs würde

3



4







5 STEINFRASS: Die zweite untersuchte Figur kann bereits als Totalverlust gelten. Nur noch Restbestände der alten Oberfläche sind erhalten.

hier weder ein denkmalpflegerisches noch ein technisches Problem bedeuten. Beim zweiten Fall ist sie dagegen unmöglich. Die geborgene Verkündigungsgruppe des nördlichen Langhausportals wurde durch eine Verkündigungsgruppe des großen Gmünder Bildhauers Jakob Wilhelm Fehrle von 1948 ersetzt, die von ihrem „historischen“ Standort kaum mehr wegzudenken ist.

### 3. Außenschäden

Steinschlaggefahr wurde 1975 auch am Äußeren des Münsters festgestellt, für die es zwei Ursachen und zwei Methoden zur Ersten Hilfe gibt:

Die fortschreitende Verwitterung vor allem der stark durchbrochenen Werkstücke, zum Beispiel der Galeriebrüstungen oder des Fenstermaßwerks, führt zu starken Absandungen und zum Ablösen etwa faustgroßer Brocken. Der hieraus erwachsenden Gefahr wird mit dünnen, fast unsichtbaren Perlonnetzen begegnet.

Die seit den dreißiger Jahren unter Werkmeister Stegmaier in Muschelkalk ausgeführten Teile wurden nur

mit klötzchenartigen Steindübeln versetzt, mit dem Ergebnis, daß sich eine ganze Reihe sogar der großen Fialen an den Strebepfeilern bei rhythmischer Bewegung bedrohlich stark aufschaukelt. Die am meisten gefährdeten Fialen werden, soweit nicht von Hand bereits abgenommen, in nächster Zeit provisorisch verklammert werden, bis sie eines Tages fachmännisch mit Blei und Bronzedübeln neu versetzt werden können.

Die Erste Hilfe, die von einer fahrbaren hydraulischen Hebebühne aus ohne Gerüstbau erfolgen kann, ist auf ca. 100 000 DM veranschlagt. Nach dieser Aktion kann auch der unschöne Bretterzaun vor dem Münster wieder verschwinden.

Für die nicht vordringlichen, aber innerhalb der nächsten Zeit notwendigen Reparaturen hat die Bauhütte zusammen mit den betreuenden Architekten ein Zwanzigjahresprogramm von ca. 10 Millionen DM Kosten entwickelt, für dessen Verwirklichung eine personelle Vergrößerung der Bauhütte zwingend erforderlich ist. Auch in Schwäbisch Gmünd müssen, verspätet genug, Konsequenzen gezogen werden, wie es an anderen gotischen Bauten bereits geschehen ist.

Auch wenn von vornherein feststand, daß die Sanierung des Münsters von der Diözese, vom Land, von der Stadt und dem Landkreis mitgetragen werden muß, so ist doch diese Renovierung zunächst einmal Sache der Kirchengemeinde und der Bevölkerung von Gmünd und Umgebung. Zum Zweck der ideellen und materiellen Förderung des Münsters wurde daher der Münsterbauverein neu aktiviert. Zusammen mit der Münsterpfarre appelliert er tatkräftig an die Spendenbereitschaft derer, denen die Sicherungsarbeiten am Heilig-Kreuz-Münster auch ein persönliches Anliegen sind und die das Münster möglichst bald in neuem (d. h. altem) Glanz sehen wollen.

Spendenkonten des Münsterbauvereins sind eingerichtet bei der Kreissparkasse Schwäbisch Gmünd, Nr. 103, bei der Volksbank/Raiffeisenbank Schwäbisch Gmünd, Nr. 116 500 000, und bei der Deutschen Bank Schwäbisch Gmünd, Nr. 02/55 000. Das Stichwort „Rettet das Münster“ sollte jeweils angegeben werden.

Bis zum Jahreswechsel konnten bereits 180 000 DM gesammelt werden. Angesichts der zu erwartenden Kosten von ca. 1,2 Millionen DM bis 1977 und weiteren 10 Millionen DM in den nächsten zwanzig Jahren ist dies allerdings erst ein Anfang.

Die größte Krise des Münsters seit dem Einsturz zweier romanischer Türme im Jahre 1497 fällt zeitlich mit dem Erscheinen eines Buches zusammen, in dem die europäische Bedeutung des Bauwerks erneut unterstrichen wird (Hermann Kissling: Das Münster in Schwäbisch Gmünd. Schwäbisch Gmünd 1975. 96 Seiten, 66 Abbildungen. 39,20 DM).

Dr. Norbert Bongartz  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Eugenstraße 3  
7000 Stuttgart 1



Johann Michael Fritz: **Die Restaurierung des spätgotischen  
Altarkreuzes von St. Stefan in Karlsruhe**

*Liturgisches Gerät wird aufgrund seiner gottesdienstlichen Bedeutung und wegen des meist erheblichen Wertes von den Kirchengemeinden pfleglich behandelt. Es gehört zu den bestgeschützten Denkmälern unserer kulturellen Vergangenheit. Da es sich oft sowohl um kunstvolle wie empfindliche Geräte handelt, haben alle Zeiten ihre Spuren an den Werken hinterlassen. Schäden sind entstanden durch Gebrauch, durch Flucht vor Zugriffen und auch durch Restaurierungen, die nicht in jedem Falle von Sachkenntnis zeugen.*

*Etwa seit der Gotik haben sich die Techniken der Goldschmiedekunst mehrfach gewandelt, aber niemals so radikal wie in unserem Jahrhundert. Man denke nur an die Anwendung der Galvanotechnik bei der Wiederauffrischung von Vergoldungen, ein Verfahren, das die feinere Feuervergoldung fast völlig verdrängt hat. Es wird in jedem Fall dem Kunstwerk dienen, wenn die Restaurierung von einem in historischen Techniken erfahrenen Fachmann durchgeführt wird. Diese speziellen Kenntnisse stehen nicht jedem Goldschmied zur Verfügung, der sich für eine Restaurierung anbietet. Hier kann viel verdorben werden – und dies schon bei „einfachen“ Lötstellen. Denn ebenso wie vor galvanischen Vergoldungen als Wiederauffrischung ist auch vor den üblichen Lötungen mit Zinn zu warnen.*

*Mit seinem Bericht über die Restaurierung des Kreuzes aus St. Stephan in Karlsruhe, an deren Kosten sich das Landesdenkmalamt beteiligt hat, wendet sich Johann Michael Fritz vom Badischen Landesmuseum, Spezialist für Goldschmiedekunst, in erster Linie an die Pfarrer im Lande. Sie vor allem seien darauf hingewiesen: Die fachkundige Beratung des Landesdenkmalamtes und der Landesmuseen steht zur Verfügung.*

Das soeben gründlich restaurierte silberne Altarkreuz von St. Stephan in Karlsruhe, heute als Dauerleihgabe der katholischen Pfarrgemeinde im Badischen Landesmuseum im Karlsruher Schloß ausgestellt, gehört schon auf Grund seiner ungewöhnlichen Größe zu den hervorragendsten Werken, die sich von der Goldschmiedekunst der Gotik in Deutschland erhalten haben. Aber es ist nicht nur die Höhe von 102 cm, die das Kreuz als das größte seiner Art zu bezeichnen erlaubt, vielmehr verschafft die meisterhafte Ausführung, vor allem der künstlerisch bedeutenden Figuren von Christus und vier Propheten, dem Kreuz einen wesentlichen Platz in der Geschichte der spätgotischen Goldschmiedekunst. Auf der Ausstellung „Spätgotik am Oberrhein“, die im Jahre 1970 vom Badischen Landesmuseum veranstaltet wurde, konnte das Kreuz nach über zwanzig Jahren erstmals wieder öffentlich gezeigt werden und erregte allgemeine Bewunderung. Dabei wurden namentlich in der Gestalt Christi die engen künstlerischen Beziehungen zu dem gewaltigen steinernen Kruzifix in Baden-Baden deutlich, den der in Straßburg tätige niederländische Bildhauer Niklas Gerhaert im Jahre 1467 geschaffen hatte. Dagegen schienen die machtvoll vorgewölbten Brustbilder der Propheten eher einer etwas älteren, ebenfalls von niederländischen Anregungen ausgehenden Stilrichtung anzugehören, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Kunstübung am Oberrhein entscheidend bestimmte. Vor allem die Verwandtschaft zur Kunst Niklas Gerhaerts führte zu der Vermutung, in dem Kreuz das Werk eines Straßburger Goldschmiedes um 1465 zu sehen.

Aber wie der Entstehungsort des Kreuzes sich nicht mit Sicherheit benennen läßt, so fehlen auch alle Hinweise auf seinen ursprünglichen Standort. Daß für ein derartiges Werk nur eine bedeutende Kirche, oder gar ein Dom, in Frage kommt, ergibt sich schon aus der ungewöhnlichen Kostbarkeit des verwendeten Materials (ca. 8 kg Silber). In die im Jahre 1804 gegründete katholische Stadtpfarrkirche von St. Stephan in Karlsruhe kann das Kreuz jedenfalls erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts gekommen sein. Da viele Goldschmiedearbeiten und Parameter des heutigen Schatzes von St. Stephan aus Bruchsal stammen, vor allem aus dem dortigen Ritterstift Odenheim in der Liebfrauenkirche, aber auch aus dem nicht eingeschmolzenen Rest des Speyerer Domschatzes, könnte das Kreuz ursprünglich dem Dom in Speyer gehört haben. Diese Vermutung erhält eine Stütze durch eine um ein Drittel kleinere Nachbildung des Karlsruher Kreuzes, die sich in der Kirche von Weil der Stadt im ehemaligen Bistum Speyer erhalten hat. Eine andere Möglichkeit aufgrund einer nicht eindeutigen Notiz im Inventarverzeichnis von St. Stephan wäre, daß das Kreuz „aus Rastatt“ stammt, sich also in der dortigen Schloßkirche befunden haben und ursprünglich Besitz der Stiftskirche in Baden-Baden gewesen sein könnte.

Wie dem auch sei, das Kreuz hat jedenfalls allerlei Stürme in der Säkularisationszeit erlebt. Wenn man zum Beispiel liest, wie der Speyerer Domschatz in den Jahren nach 1792 über Emden, Hamburg, Würzburg schließlich nach Bruchsal geflüchtet wurde, dann wird man angesichts der Fuhr- und Verpackungsmöglichkei-





1

ten der damaligen Zeit über den jetzigen Zustand des Kreuzes nicht erstaunt sein. Der heutige Betrachter sieht sogleich, daß das Kreuz einen recht „gerupften“ Eindruck macht und daß viele der Verzierungen an den Kreuzenden und Balken abgebrochen sind. Am stärksten ins Auge fällt aber die wohl durch Aufschlagen auf eine spitze Kante entstandene große Beule im Kopf Christi (vergleiche Abbildung 2), deren Loch durch die spätere simple Drahtkrone nur notdürftig verdeckt wird. Diese und andere sichtbare Schäden ließen eine gründliche Restaurierung des Kreuzes wünschenswert erscheinen, die im Jahre 1973 durch den Goldschmied Michael Amberg in Würzburg ausgeführt wurde.

Neben die auf den ersten Blick sichtbaren Schäden traten aber zahlreiche weitere, zum Teil sehr schwerwiegende, die sich erst beim Auseinandernehmen des Kreuzes offenbarten. Wenn man nämlich glaubt, daß ein solches, über einen Meter hohes Kreuz oder eine gleich hohe Monstranz aufgrund ihrer guten äußeren Erscheinung auch innerlich in Ordnung seien, so ist das leider

in vielen Fällen ein Irrtum. Vielmehr zeigten sich auch hier ernste Schäden, deren Behebung für die weitere Erhaltung des Kreuzes unerlässlich war.

So wies etwa der Fuß zahlreiche große Risse auf, hervorgerufen durch das beträchtliche Gewicht des eigentlichen Kreuzes und durch starke Schwankungen des ganzen Gegenstandes, die ein Dehnen und Zusammenziehen und daher eine Spannung und Ermüdung des Silbers zur Folge gehabt haben. Ferner war durch zu starkes Aufsetzen des schweren Kreuzes der Knauf zusammengestaucht und das Sockelgeschoß verbogen (vgl. Abbildung 4), so daß das Kreuz schief stand. Im Inneren des Kreuzes waren die silbernen Stabilisierungshülsen des unteren Kreuzbalkens abgebrochen. Daher hatten die übrigen Kreuzarme keinen Halt mehr und lokkerten sich. Diesen Zustand suchte man unsachgemäß durch Löten mit Zinn, das einen niedrigeren Schmelzpunkt als Silber hat, zu bessern. Diese „Zinnverpatzungen“ (vgl. Abbildung 3) sehen nicht nur scheußlich aus, sondern reißen leicht, wie es hier der Fall war, und müs-



ALTARKREUZ VON ST. STEFAN  
IN KARLSRUHE

◁ 1 Zustand vor der Restaurierung.

2 Beschädigung am Kopf des Kruzifixes.

3 Unsachgemäße Lötung an den Kreuzbalken. Im Winkel sind deutlich die Zinnverpatzungen zu erkennen.

4 Beschädigung am Sockel. Das abgebildete Teilstück ist an der Unterseite verbogen.

5 Bruch am unteren Kreuzbalken. Der Kopf des Propheten wurde ebenfalls abgerissen und mit einer Schraube durch die Stirn behelfsmäßig befestigt.



2



3

4



5







6 DAS SPÄTGOTISCHE ALTARKREUZ von St. Stefan in Karlsruhe nach der Restaurierung.

sen dann weiter dick mit Zinn gelötet werden. Zinn ist aber ein Feind aller Edelmetalle, weil es diese beim Glühen zerstört. Daher sollte Silber nie mit Zinn, sondern mit Silberlot fachmännisch gelötet werden.

Die starken Schwankungen des hohen Kreuzes hatten zum Brechen der dicken Platte des unteren Kreuzbalkens geführt. Dabei wurde der außerdem noch zusammengedrückte Kopf des aufgesetzten Propheten abgerissen und dann notdürftig mit einer neuen Schraube durch die Stirn befestigt (vgl. Abbildung 5). Auch die anderen Prophetenköpfe hingen teilweise nur noch an winzigen Verbindungsstücken fest. Besonders heikel war bei der Restaurierung die Wiederherstellung des Christuskopfes, da dort das Silber außerordentlich spröde und brüchig war, so daß beim Glühen und späteren Ausbeulen Reißen des Metalls befürchtet werden mußte.

Die Ergänzungen am Kreuz beschränkten sich nur auf solche Stellen, die nach den entsprechenden Teilen an anderen Partien des Kreuzes erneuert werden konnten. Es handelt sich dabei um die Bekrönung der Dreipaßenden der Kreuzbalken sowie um die Blattkrabben an deren Längsseiten. Die letzteren wurden nach den erhaltenen abgeformt, in Silber gegossen, angelötet und feuervergoldet. Die fehlenden Blätter an den Schnittpunkten der Kreuzbalken, an den Ecken der Dreipaßenden und an der Einfassung des ehemals vorhandenen

Kristalls der Reliquienkapsel konnten nicht wieder hergestellt werden, da keine Analogien vorhanden waren. Wie es ursprünglich ausgesehen haben muß, zeigt das erwähnte Kreuz von Weil der Stadt. Von einer Neuschöpfung der Dornenkrone wurde Abstand genommen (vgl. Abbildung 6).

Den wichtigsten und notwendigsten Teil der Restaurierung machen jedoch die inneren Stabilisierungsmaßnahmen aus, die naturgemäß dem Auge des Betrachters verborgen sind. Vielleicht war die ursprüngliche Stabilisierung im Inneren wirklich von Anfang an ungenügend, zumal schon geringe Erschütterungen im Laufe der Zeit Ermüdung und Verhärtung des Silbers und als deren Folgen Risse hervorrufen. Wenn man sich dann an die vermuteten Geschehnisse des Kreuzes allein bei der Säkularisation erinnert und weiß, daß bis zum zweiten Weltkrieg das Kreuz vom Mesner beim Requiem auf den Katafalk gestellt wurde, dann braucht man sich über den schlechten Erhaltungszustand nicht zu wundern. Die jetzigen, dringend notwendig gewordenen Sicherungsmaßnahmen gewährleisten nun auf lange Sicht die Erhaltung des kostbaren Kreuzes.

Dr. Johann Michael Fritz  
Badisches Landesmuseum  
Schloß  
7500 Karlsruhe 1



## Gerhard Fingerlin: Zwei römische Straßenstationen im südlichen Oberrheintal

Zu den wichtigsten Verkehrsadern der römischen Provinz *Germania Superior* zählte die Fernstraße, die auf dem rechten Rheinufer von Augst und Basel nach Mainz führte. Sie erreichte zwar nie die Bedeutung der parallel verlaufenden linksrheinischen Route über Straßburg, doch wurde sie schon im 1. nachchristlichen Jahrhundert für den Transport schwerer Lasten ausgebaut, in der Regel mit Kies, streckenweise aber auch mit Plattenbelag. An verschiedenen Stellen wurde diese Straße schon angeschnitten, doch ist ihr Verlauf zwischen Rheinufer und Vorbergzone noch nicht überall genau festgelegt. Als regelrechter Straßendamm hat sie sich nur auf kurze Strecken, meist in bewaldetem Gelände, erhalten. Anderswo läßt sich die Trasse zur Zeit noch an Hand eines Kiesstreifens im Ackerland verfolgen, doch werden diese Spuren von Jahr zu Jahr schwerer lesbar. Sichere Fixpunkte bilden dagegen die Siedlungen, die sich entlang dieser Straße häufen, und die Versorgungsstationen oder Rasthäuser, die für die Abwicklung des Fernverkehrs notwendig waren. Solche „*mansiones*“ oder „*stationes*“ genannten Plätze dienten vielfach auch der Straßensicherung und waren mit kleinen Truppen detachements, den sogenannten Benefiziariern, belegt. Die meisten Posten dieser Art lassen sich an Hand von Inschriften lokalisieren, nur wenige sind ausgegraben worden. So ist es bisher kaum möglich, zivile und militärische Anlagen nach ihrem Grundriß zu unterscheiden, soweit sie nicht eindeutigen Befestigungscharakter aufweisen. Man wird aber annehmen dürfen, daß Stationen in unmittelbarer Nachbarschaft von zivilen Siedlungen eher der Straßensicherung dienten und als militärische Stützpunkte anzusprechen sind, da Umspann- und Übernachtungsmöglichkeiten in den größeren Orten selbstverständlich genau so zu finden waren wie die notwendigen Läden und Reparaturbetriebe.

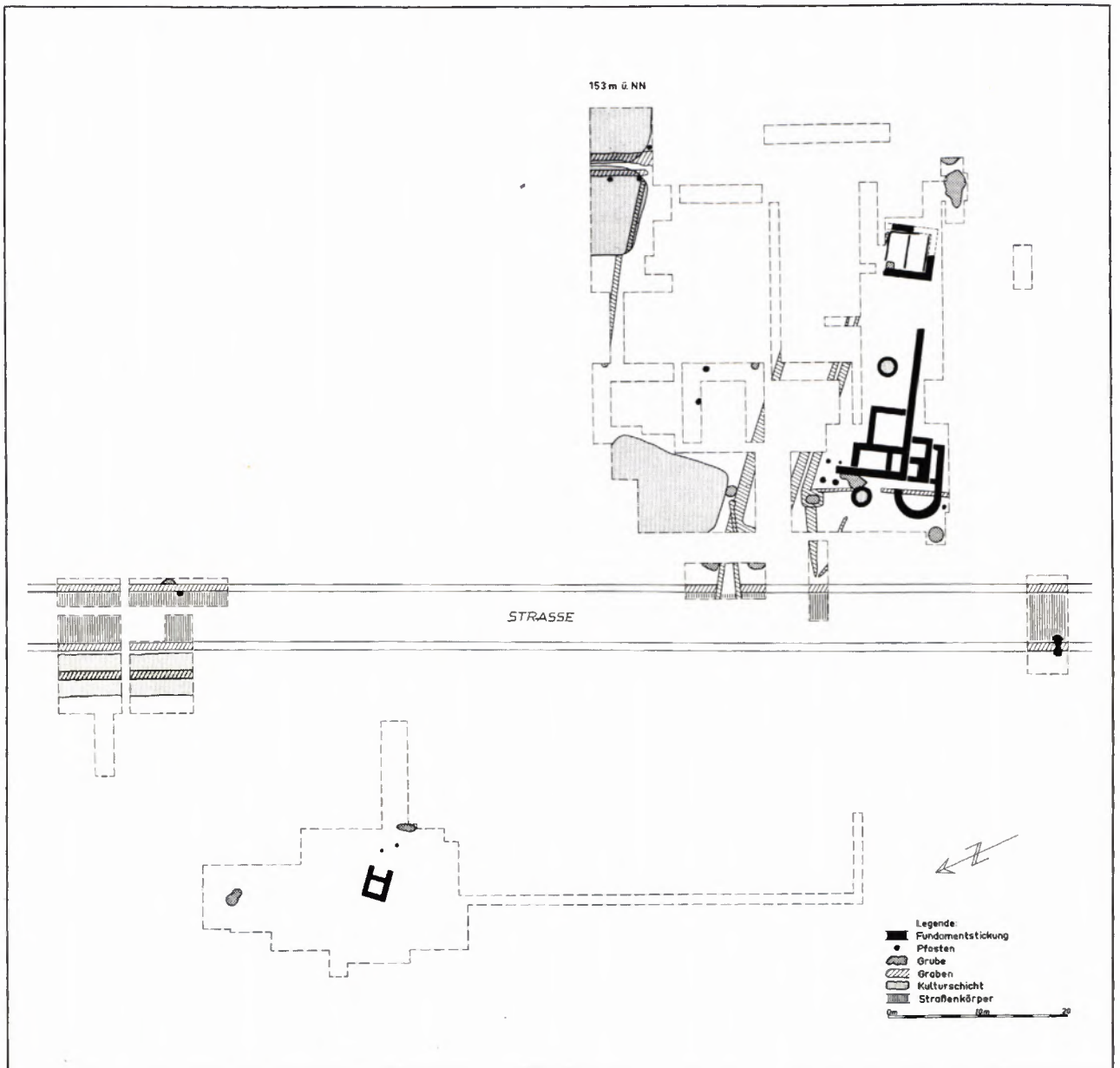
Wahrscheinlich haben wir in einem bei Friesenheim (Ortenau) ergrabenen Gebäudekomplex (Abbildung 1) eine solche Benefiziarierstation vor uns, wenn auch bis jetzt noch inschriftliche Zeugnisse fehlen. An dieser Stelle, wo die nord-südlich verlaufende, mit Sandsteinplatten belegte Straße durch sumpfiges Gelände führt, zweigt offenbar die Zufahrt zu einer ausgedehnten Siedlung ab, die östlich davon in geringem Abstand auf festem und trockenem Untergrund angelegt ist. Unmittelbar neben der Straße wurden 1973/74 die Fundamente eines zumindest zweiperiodigen Gebäudes freigelegt, das in seinem Grundriß erheblich von den hierzulande bekannten römischen Gutshöfen abweicht und schwierige Rekonstruktionsprobleme aufwirft. Stellenweise konnten nur noch die untersten Steinlagen erfaßt werden, und es ist anzunehmen, daß andere Mau-

ern spurlos verschwunden sind. Diese Unvollständigkeit des Plans erschwert zusätzlich den Vergleich mit anderen Stationen. Friesenheim läßt sich deshalb nicht ohne weiteres einem bestimmten Bautypus zuordnen, was allerdings auch bei vollständig erhaltenen Befunden oft auf Schwierigkeiten stößt. Immerhin läßt sich erkennen, daß um einen schmal-rechteckigen, wohl nach allen Seiten geschlossenen Hof mit einer ringförmig gemauerten Feuerstelle mehrere Räume gruppiert sind.

An einer Ecke des Baukomplexes, gegen die Straße gerichtet, fallen vier ungewöhnlich große, im Quadrat angeordnete Pfostengruben auf, über denen nur ein turmartiger Aufbau rekonstruiert werden kann. Kaum anders läßt sich das ungewöhnlich breite Rechteckfundament an der gegenüberliegenden Ecke des Gebäudes erklären. Anscheinend hat ein Steinturm den älteren Holzturm abgelöst. Möglich ist auch, daß von einem ursprünglichen Holzgebäude mit Turm nach dem Umbau in Stein keine Spuren als die erwähnten Pfostengruben erhalten blieben. Sind auch manche Einzelheiten der Wiederherstellung vorerst ungeklärt, so läßt doch ein älterer freistehender Holzturm, dem ein in den Bau einbezogener Steinturm folgt, auf einen militärischen Charakter der ganzen Anlage schließen, was sich vielleicht in Zukunft noch durch Waffenfunde oder durch die Weiheinschrift eines Benefiziariers erhärten läßt. Der Eindruck einer selbständigen, nicht zu der nahegelegenen Siedlung gehörenden Straßenstation wird noch unterstrichen durch die Reste größerer, ziegelgedeckter Holzhäuser, anscheinend Werkstätten (Schmiedewerkzeug) und Stallungen, die neben dem Steingebäude aufgedeckt wurden. Zu den selbstverständlichen Einrichtungen gehört ein gemauerter Ziehbrunnen auf dem Vorplatz gegen die Straße.

Westlich davon waren schon 1973, vor der Untersuchung des Steingebäudes, die Grundmauern eines kleinen Tempels (Abbildung 2) gefunden worden. Fragmente eines Sandsteinreliefs, beim Umpflügen des Wiesengeländes zutage gekommen, gaben Anlaß zu den ersten Sondierungen. Ohne Zweifel gehört auch dieses kleine, einer Wegkapelle ähnliche Sanktuarium zur Straßenstation. Die inzwischen konservierten Fundamente aus Sickergestück lassen deutlich den Typus eines „Antentempels“ erkennen: eine kleine quadratische Cella mit überdachtem Vorraum, der sich gegen die Straße öffnet. Eine steinerne Eingangsschwelle, auf der sich die Spuren runder Holzpfosten abzeichnen, wurde in frühmittelalterlicher Zeit in der nahegelegenen Kirche von Schuttern als Sarkophagdeckel verwendet und ist dort zu besichtigen (Untergeschoß der Kirche mit älteren Baubefunden, vgl. Nachrichtenblatt 3/1975). Den Auf-





1

2



1 FRIESENHEIM im Ortenaukreis, Gewann Bannstude.

Übersichtsplan der römischen Raststelle an der Rheintalstraße. Westlich der mit Sandsteinplatten belegten Trasse ein kleiner, zur Station gehörender Tempel. Mit Unterstützung der Gemeinde Friesenheim und des Ortenaukreises konnten die Steingebäude konserviert werden. Im kommenden Jahr sind eine geeignete Markierung der Holzbauten und die Fertigstellung der ganzen Anlage geplant.

2 Fundament des kleinen Tempels während der Freilegung. Erhalten ist nur die unterste Schicht eines trocken gesetzten Sickergestücks, dicht unter der Grasnarbe. Für die dauerhafte Konservierung war eine Festigung mit Zement unumgänglich.





3

bau haben wir uns in Holz bzw. in Fachwerk (cella) vorzustellen, das Ganze mit einem Giebeldach überdeckt.

Zu den oberflächlich aufgelesenen Reliefbruchstücken (Abbildung 3) fanden sich bei der Ausgrabung wesentliche Ergänzungen. Die noch nicht zusammengesetzten Teile gehören zum Bild einer stehenden Diana (vgl. Abbildung 4), teilweise als Hochrelief, teilweise (Hände, Kopf) vollplastisch gearbeitet. Verstreute Trümmer anderer Sandsteinfiguren, wahrscheinlich einer reitenden Epona (?) und einer bisher nicht bestimmbareren männlichen Gottheit, lassen an weitere kleine Heiligtümer denken, die noch nicht lokalisiert werden konnten. Wahrscheinlich wurden diese „Götzenbilder“ zerschla-

3 BRUCHSTÜCK DES DIANA-BILDES von Friesenheim, von dem zahlreiche weitere Fragmente gefunden, aber noch nicht zusammengesetzt worden sind.

4 Die alte Zeichnung eines Bildes der Diana Abnoba, der Diana des Schwarzwaldes, aus Karlsruhe-Mühlburg gibt den Typus der Friesenheimer Göttin wieder, wenn auch manche Einzelheiten nicht vergleichbar sind.

5 SIGILLATASCHÜSSEL aus dem großen Töpferzentrum von Rhein-zabern. Sie gehört zu den schönsten und wichtigsten Funden von Friesenheim. Leider ist sie nicht, wie häufig, mit einem Firmenstempel versehen, so daß sich der Töpfer nicht namentlich bestimmen läßt (Ornament in der Art des Ianuarius II., Mitte des 2. Jahrhunderts).

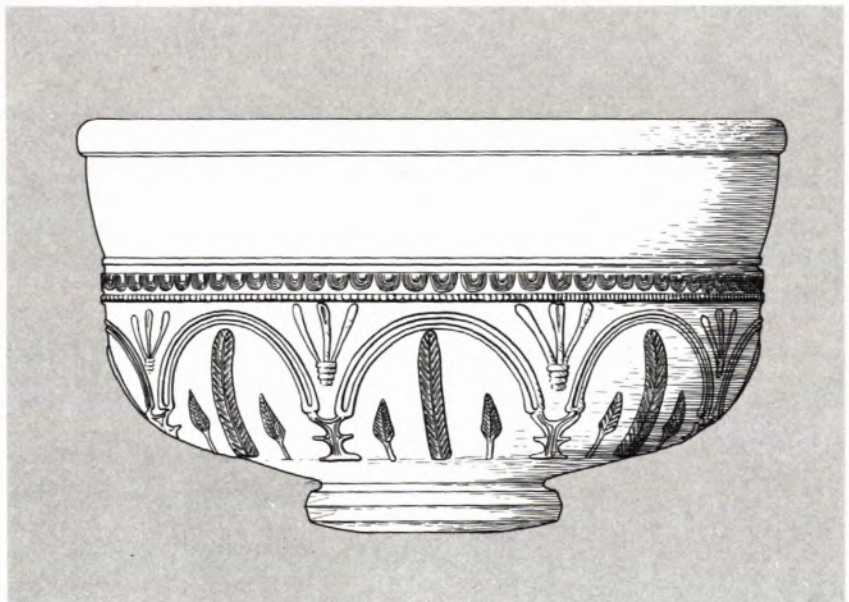


4

gen und verstreut, als man aus dem römischen Trümmengelände die Steine für den Bau des frühmittelalterlichen Klosters in Schuttern holte. Allerdings fehlt es auch nicht an Beispielen absichtlicher Zerstörung römischer Bildwerke durch die alamannischen Eroberer der Völkerwanderungszeit.

Trotz ihrer schlechten Erhaltung bilden diese in ihrer künstlerischen Qualität beachtlichen Skulpturenreste den wichtigsten Teil der Friesenheimer Funde. Unter der vergleichsweise spärlich vertretenen Keramik ist eine vollständig zusammensetzbare Schüssel aus Terra sigillata (Abbildung 5) hervorzuheben. Noch seltener sind die Metallfunde: Einige Schmiedewerkzeuge wurden schon erwähnt, vereinzelt steht ein Silberdenar mit

5





dem Bildnis der Julia Domna, Gattin des Kaisers Septimius Severus (193 bis 211 nach Chr.). Trotzdem lassen sich erste Anhaltspunkte für die zeitliche Einordnung gewinnen: An der schon im 1. Jahrhundert, wahrscheinlich in der Zeit der Kaiser Vespasian oder Domitian ausgebauten Straße entstanden im Lauf des 2. Jahrhunderts die hölzernen und steinernen Bauten der Station. Sie scheint nicht weit ins 3. Jahrhundert hinein bestanden zu haben. Nach einem vielleicht durch plündernde Alamannen verursachten Brand wurde sie nicht wieder aufgebaut.

Offenbar gewaltsam ging auch eine weiter südlich an der gleichen Straße liegende „mansio“ zugrunde, die ebenfalls auf sumpfigem, also für eine Siedlung ungeeignetem Gelände errichtet worden war. Drainagearbeiten für die Anlage eines großen Pkw-Lagerplatzes in Kippenheim (Ortenau) führten zur Entdeckung dieser wahrscheinlich zivilen Straßenstation. Sie besteht aus einem Steingebäude mit Innenhof und einem nahegelegenen Holzverschalten Brunnen (Abbildungen 6 bis 8). Möglicherweise gehören auch zwei kleine, quadratische Steinfundamente dazu, die aber doch relativ weit entfernt liegen und deshalb hier nicht berücksichtigt werden. Verschiedene Gruben mit Leistenziegeln und römischer Keramik weisen auf Holzbauten, doch ließen sich hier, anders als in Friesenheim, keine sicheren Standspuren nachweisen. Trotzdem wird man sich auch diese Station als kleine Gebäudegruppe vorstellen müssen: Neben dem eigentlichen „Rasthaus“ mit seinen Aufenthalts- und Schlafräumen waren selbstverständlich auch Stallungen, Wagenremisen und Werkstätten notwendig. Ein Vergleich mit dem Hauptgebäude von

Friesenheim läßt gewisse Ähnlichkeiten in der Gruppierung kleiner Räume um einen offenen Innenhof erkennen. Hier ist aber der schon bei anderen Rasthäusern erkannte Typus sehr klar zu fassen. Sein Vorkommen in ganz verschiedenen Gegenden (zum Beispiel Saalburg in der Wetterau, Sigmaringen im Donautal, Station am Kleinen St. Bernhard) zeigt, daß ein aus praktischen Erfahrungen entwickeltes Bauschema zugrunde liegt, das dann je nach örtlichen Voraussetzungen und Bedürfnissen abgewandelt wurde.

Über Erbauungszeit und Lebensdauer der „mansio“ von Kippenheim läßt sich aus den Funden wenig erschließen. Wie in Friesenheim helfen die seltenen Münzen in diesen Fragen nicht weiter, sondern belegen nur die Existenz des Platzes im 2. Jahrhundert. Da dem ebenfalls zweiperiodigen Steingebäude wahrscheinlich ein Holzbau voranging, ist auch hier mit einer langen Benützungszeit zu rechnen. Vielleicht ist Kippenheim etwas später entstanden. Sicher haben aber beide Stationen, trotz ihrer relativ geringen Distanz, eine Zeitlang nebeneinander bestanden und sind möglicherweise zum gleichen Zeitpunkt (Alamanneneinfall?) aufgegeben worden.

Friesenheim und Kippenheim sind nicht die einzigen bisher bekannten Stationen an der östlichen Rheintalstraße. Am Ausgangspunkt der Route, dem schweizerischen Augst, ist zum Beispiel eine große „mansio“ ausgegraben worden. Entsprechende Raststellen sind in den wichtigeren Ortschaften entlang dieser Straße zu vermuten, vor allem in Weil, Bad Krozingen, Riegel, Lahr und Offenburg. Dort wo die wichtige Fernverbin-

6





DENKMALPFLEGE  
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT  
DES LANDESDENKMALAMTES

4. JAHRGANG 1975



# Inhaltsverzeichnis

Georg Sigmund Graf Adelman		
Europäisches Denkmalschutzjahr 1975		3
Georg Sigmund Graf Adelman		
Pro Archaeologia (Wanderausstellung der Bodendenkmalpflege)		89 – 93
Georg Sigmund Graf Adelman		
Die Restaurierung der Abteikirche in Neresheim		149 – 154
Peter Anstett		
Asamsaal im Schloß zu Ettlingen instandgesetzt		84
Jörg Biel		
Eine Befestigung der Jungsteinzeit bei Ilsfeld, Landkreis Heilbronn		28 – 30
Norbert Bongartz		
Rückblick auf die Ausstellung „Inventur · Stuttgarter Wohnhäuser 1865 bis 1915“		176
Norbert Bongartz · Hartmut Schäfer		
Notuntersuchung der Esslinger Pliensaubrücke		60 – 66
Rainer Christlein		
Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Ortsgräberfeldes von Pleidelsheim, Kreis Ludwigsburg		101 – 106
Rolf Dehn		
Ein Gräberfeld der Rössener Kultur von Jechtingen am Kaiserstuhl		25 – 27
Konrad Freyer		
Die schleichende Entwertung des historischen Stadtbilds		54 – 56
Erich Gropengießer		
Ein Hausgrundriß der Urnenfelderzeit von Mannheim-Vogelstang		167 – 168
Wilhelm Hahn		
Europäisches Denkmalschutzjahr 1975		1
Eckart Hannmann · Klaus Scholkmann		
Bebenhausen als Gesamtanlage		15 – 21
Dieter Herter		
„Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ (Impulse des Europäischen Denkmalschutzjahres)		9 – 14
Berndmark Heukemes		
Die Jupitergigantensäule von Ladenburg in antiker Zeit und heute (dreimal zerstört und zweimal wiederhergestellt)		38 – 43
Hans Huth		
Der Wiederaufbau des Schlosses in Bruchsal		143 – 148
Hans Dieter Ingenhoff		
Zur farbigen Erneuerung der ehemaligen Augustinerkirche in Oberndorf am Neckar		163 – 166
Wolfgang Kimmig		
Die Heuneburg an der oberen Donau		31 – 33
Karl Heinrich Koepf		
Haus ohne Denkmalschutz – Freiwild der Gestaltung?		141 – 142
Hubert Krins		
Bodenseeautobahn bedroht Kulturlandschaft (Zur Trassenführung beim ehemaligen Kloster Salem)		22 – 24
Hubert Krins		
Das Verwaltungsgericht entscheidet . . . (Urteil gegen eine Fassadenverkleidung in Überlingen)		80 – 82



Hubert Krins	Restaurierung der Bibliothek in der Nikolaikirche zu Isny	83
Hubert Krins	Das Verwaltungsgericht entscheidet . . . (Abweisung der Löschung des „Schlößle“ in Ehingen im Denkmalsbuch)	169 – 170
Hubert Krins	Der Osanna-Turm des Überlinger Münsters wird instandgesetzt	175 – 176
Karl List	Die Reichsabtei Schuttern (Ergebnisse der Grabungen in den Jahren 1972 bis 1975)	107 – 116
Dietrich Lutz	Die Archäologie des Mittelalters in der Denkmalpflege (dargestellt an einigen Beispielen aus dem Regierungsbezirk Karlsruhe)	67 – 77
Hans Maier	Europäisches Denkmalschutzjahr 1975	4 – 8
Lothar Merkelbach	Ein alter Dachstuhl sucht ein neues Haus	171 – 174
Heinrich Niester	St. Achatius in Grünsfeldhausen (Bericht über die Instandsetzung)	94 – 100
Hellmut Pflüger	Denkmalschutz für die Ulmer Bundesfestung (Eine Zwischenbilanz)	57 – 59
Hans Rolli	Alte Glocken im Nordteil der Erzdiözese Freiburg	117 – 121
Hartmut Schäfer, siehe: Norbert Bongartz · Hartmut Schäfer	Notuntersuchung der Esslinger Pliensaubrücke	60 – 66
Siegwald Schiek	Der Grabhügel in Tübingen-Kilchberg (Die Restaurierung eines Bodendenkmals)	78 – 79
Siegwald Schiek	Zu einem Lehrpfad im Schönbuch	155 – 158
Klaus Scholkmann, siehe: Eckart Hannmann · Klaus Scholkmann	Bebenhausen als Gesamtanlage	15 – 21
Peter Schubart	Das alte Rat- und Wachthaus in Sinsheim-Reihen	85 – 86
Walter Supper	Orgeln – ein wichtiger Zweig der Denkmalpflege	122 – 124
Werner Veit	Umweltschutz und Denkmalpflege	133 – 140
Gernot Vilmar	Zur Baukunst und Denkmalpflege des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (Bestandsaufnahme im Regierungsbezirk Freiburg, dargestellt am Beispiel der Stadt Konstanz)	44 – 53
Hans-Ulrich Wielandt	Instandsetzung und Ausbau der ehemaligen Zehntscheuer in Gemmingen, Kreis Heilbronn	159 – 162
Mitteilungen		34, 87 – 88, 125 – 128, 177 – 178
Personalia		35, 129 – 131, 179 – 180



*Auf vielfach geäußerten Wunsch wird die vom Präsidenten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Neresheim gehaltene Rede, die im Nachrichtenblatt 4/1975 nur auszugsweise als Bericht über den technischen Ablauf der Sanierung abgedruckt worden ist, hier im vollen Wortlaut wiedergegeben.*

Dr. Georg Sigmund Graf Adelman v. Adelmansfelden

## Die Restaurierung der Abteikirche in Neresheim

Festrede zur Wiedereröffnung der Kirche am 13. September 1975

Hochwürdige Herren, Herr Ministerpräsident, meine Herren Minister und Abgeordnete, sehr verehrte Festversammlung!

Als im Jahre 1965, also vor zehn Jahren, festgestellt wurde, daß die berühmte Klosterkirche auf dem Ulrichsberg in Neresheim, in der wir uns heute befinden, erheblich gefährdet war, waren das Kloster, die Denkmalpfleger und bereits hinzugezogene Statiker über eine sofort als riesig anzusehende Aufgabe bestürzt. Man wußte noch nicht ganz sicher, worin die letzte Ursache der plötzlich deutlich sichtbar gewordenen Schäden mit Senkungen im Dachstuhl, mit Rißbildungen am Mauerwerk und vor allem in der Hauptkuppel zu suchen sei und was sich vielleicht sonst noch an Schäden herausstellen könnte. Daß Altersschäden im Spiele waren, ging aus der Geschichte dieses zu den bedeutendsten Barockkirchen Europas zählenden Bauwerkes hervor.

Nach der Grundsteinlegung im Jahre 1750 stand der Planverfertiger, der große Architekt Balthasar Neumann, dem beginnenden Bauwesen nur drei Jahre lang vor. Am 18. 8. 1753 starb er unerwartet in Würzburg.

Dieser Tod, der mehrfache Wechsel nachfolgender Architekten nicht gleicher Qualität, das Nacheinander der Bauherren (Abt Aurelius Blaisch resignierte 1755) und wohl die wirtschaftlich schwierigen Jahre in der Folge der Schlesischen Kriege, die sich auch auf das ganze Reich auswirkten, und natürlich der Umfang der Bauaufgabe beeinflussten das Tempo des Bauablaufes ganz erheblich. Erst im Jahre 1792 konnte die feierliche Einweihung der Kirche erfolgen. So waren auch die soliden und kostspieligen Vorschläge Balthasar Neumanns mit massiv gemauerten Kuppeln und einer hochgezogenen, mit einer Laterne versehenen, über das Dach herausragenden Hauptkuppel nicht durchführbar gewesen. Holz ersetzte den Stein, ohne daß aber hierdurch die konstruktive und künstlerische Konzeption des Meisters wesentlich geändert worden wäre.

Schon am Ende des 18. Jahrhunderts traten in den hölzernen Kuppelbereichen erste Schäden auf, die sich so verstärkten, daß sie 1827 bis 1828 durch den Fürstlich

Thurn-und-Taxisschen Baudirektor Keim aus Regensburg nach damals bestem Können behoben wurden. Wie es damals hieß, sei der Bau für die Ewigkeit bewahrt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts mußte aber wegen der erneuten erheblichen Rißbildung der von der Ausmalung des Kölner Doms und des Ulmer Münsters her bekannte Maler Loosen die Hauptkuppel restaurieren, ohne daß im statischen Gefüge etwas Wesentliches unternommen worden wäre.

So ergab sich 1965 also eine große und wichtige Aufgabe mit vielen Unbekannten und Schwierigkeiten, die noch nicht überschaubar waren. Wegen der Möglichkeit des Einsturzes des Dachstuhles über der Hauptkuppel wurde am 13. Juni 1966 die Klosterkirche polizeilich geschlossen.

Bereits vorher hatte das Institut für Baugeschichte an der Technischen Hochschule Stuttgart unter Leitung von Dr. Nagel begonnen, eine Vermessung durchzuführen, um genaue Zahlen für die statischen Berechnungen und für eine Bauaufnahme zu erhalten. Hierzu hatte der Landtag von Baden-Württemberg der Denkmalpflege eigens die Genehmigung zur Anschaffung von fotografischen Geräten erteilt, die von der Firma Carl Zeiss in Oberkochen für die Architekturvermessung entwickelt worden waren.

Große Sorgen bereitete die Finanzierung der absolut notwendigen und durchgreifenden Sanierung der Kirche. Sowohl Ministerpräsident Dr. Kiesinger wie auch dessen Nachfolger Dr. Filbinger sagten aber großzügig einen wesentlichen Beitrag des Landes zu, was dem hohen Rang dieses Baudenkmals als durchaus berechtigt entsprach. Hinzu kam als weitere ins Gewicht fallende Hilfe, daß das Land Baden-Württemberg durch die Staatliche Hochbauverwaltung die Leistung des Architekten für die Sanierung übernahm. Neben der Eigenleistung des Klosters, Beiträgen von anderer Seite, wie Bund und Diözese, war der Einlauf von Spenden zu erwarten, zumal sich bald der Verein zur Erhaltung der Abteikirche bildete, dessen finanzieller Beitrag erheblich wurde.



Eine Baukommission, die sich aus Vertretern des Klosters, des Landes und aus Wissenschaftlern verschiedener Spezialgebiete zusammensetzte, hat maßgeblich dabei geholfen, den Ablauf der Untersuchungen und Maßnahmen zu sichern.

Als erstes wurden 1966 bis 1968 Kernbohrungen und Schürfgruben zur Klärung des Baugrundes der Klosterkirche durch das Geologische Landesamt in Stuttgart notwendig. Daneben wurde im gleichen Jahr zur genauen Beobachtung der Gewölbe und der Freskomalereien Martin Knollers im Inneren der außerordentlich weiten und hohen Kirche ein riesiges Gerüst aufgeschlagen, das nach den Vorschlägen des Statikers Dipl.-Ing. Thier aus Ludwigsburg vom Stahlskelettbau bis zum Hauptgesims und darüber hinaus ein Stahlrohrgerüst bis nah an die Kuppelhaut führte.

Wegen der Annahme, daß der Schalldruck von Düsenflugzeugen die Schäden mit beeinflußt habe, erteilte das Bundesverteidigungsministerium dem Kurt-Risch-Institut der Technischen Universität Hannover einen Auftrag zur Erstellung eines wissenschaftlichen Gutachtens. Den Untersuchungen schloß sich auch das britische Ministry of Technology 1969 an. Die Messungen ergaben, daß der Überschall-Knall nur solche Bauwerke gefährde, die bereits altersbedingte und konstruktive Schäden aufweisen. Der Schaden von morgen kann bei solchen Bauwerken bereits heute eintreten.

Grundlage aller Maßnahmen wurden aber die eingehenden Untersuchungen durch die Professoren Pieper, Braunschweig, und Wenzel, Karlsruhe, die ein genaues Gesamtbild aller Schäden ergaben und zu konkreten Vorschlägen der Sanierung führten. Im August 1968 konnten daher die Wiederherstellungsarbeiten an der Abteikirche selber beginnen.

Ohne im einzelnen auf diese einzugehen, zeigte sich bald, daß während der praktischen Arbeit immer wieder neue Erkenntnisse gewonnen wurden, aber auch neue Probleme auftauchten.

Die Untersuchung des Tübinger Geologen Prof. Dr. Ernst ergab, daß die Kirche infolge einer wasserundurchlässigen Mergelschicht im Untergrund auf Wasser steht. Ein Ableiten des Wassers hätte aber zum Austrocknen des Grundes und zu Setzungen geführt, die noch schwerere Schäden der Klosterkirche zur Folge gehabt hätten.

Der im Erscheinungsbild Neresheims kaum sichtbar werdende Ostturm zeigte starke Setzungen mit Rißbildungen. Der Turm wurde unterfangen, wie auch der Baugrund des Nordquerschiffes mit Zementmörtel ausgepreßt.

Eine der wichtigsten Sanierungsmaßnahmen bedeuteten in den Jahren 1969 bis 1973 der Einbau von Rundstahlnadelankern und von Zugankern im oberen Mauerwerk wie auch das Auspressen von Hohlräumen.

Großen Kummer bereiteten und bereiten auch heute noch die Setzungen des Nordteils der Westfassade, die trotz mehrerer Maßnahmen noch nicht endgültig zum Stehen gekommen scheinen. Sie müssen noch Jahre beobachtet werden.

Als 1969 über der Haupt- und den Querschiffkuppeln das riesige, monumental und modern wirkende Schutzdach errichtet wurde, konnte unter seinem Schutz der gefährdete Holzdachstuhl abgebaut werden. Vor allem wurde der sogenannte große Mönch abgehoben, ein besonderer Gefährdungspunkt im Gefüge des Dach-

stuhles, da in diesem hölzernen Pflöck zentral alle Streben zusammenliefen. Er hatte sich gesenkt und drückte auf die Hauptkuppel. Trotz alter und vielfacher Hilfskonstruktionen an diesem Zentralpunkt kann es als ein Wunder bezeichnet werden, daß hier nicht längst ein Zusammenbruch mit Zerstörung in der Hauptkuppel erfolgte. Der Dachstuhl über der Hauptkuppel wurde nicht aus Holz, sondern aus Stahlträgern neu errichtet. Dagegen konnte der hölzerne Dachstuhl über Schiff und Chor mit umfassenden Instandsetzungsmaßnahmen als ein Meisterwerk alter Handwerkskunst erhalten werden.

Ein wichtiger und auch aufregender Schritt war die Neuaufhängung der Hauptkuppel in den neuen Stahltragwerken, die von den Professoren Pieper und Wenzel mit zwei Assistenten und zwanzig Studenten in zehntägiger Arbeit selber vollzogen wurde, eine Meisterleistung der Organisation und in gegenseitiger feinsten Abstimmung (März 1970).

Ein lang diskutiertes Problem war die Art der Eindeckung des großen Kirchendaches. Bisher war dies ein landesübliches Biberschwanzdach mit allen seinen optischen Vorzügen, aber auch mit einer Reihe technischer Mängel. Es wurde die Forderung nach absoluter Undurchlässigkeit des Daches gegen Wind, Wasser und Schnee aufgestellt, die stets Gefahren für die Holzkonstruktionen und die Kuppelfresken darstellen. Nach sorgfältiger Untersuchung der Materialien, auch im Vergleich zu ähnlichen Bauwerken, fiel die Entscheidung für ein Kupferdach, das – haltbar und pflegarm – auch eher dem Rang dieser Kirche entspricht. Wichtig erschien auch die Gliederung der Kupferfläche durch kräftige Falze und, wegen der notwendigen Durchlüftung des Dachstuhles, die Anbringung von Gaupen, denen ein Entwurf des leider 1974 verstorbenen Architekten Peter Haag aus Schorndorf zugrunde gelegt wurde.

Für die mittlere Firststange des riesigen Walmdaches entwarf der Bildhauer Ulrich Henn ein in Kupfer geschweißtes Symbol der beiden Kirchenpatrone Ulrich und Afra mit Fisch und Flammen.

Der ältere Turm von 1618 – auch er mußte grundlegend instandgesetzt werden – und die große reich verzierte Westfassade der Kirche unterscheiden sich von der Schlichtheit, fast Armlichkeit des übrigen Äußeren. Der Charakter des Härtsfeldes schien sich hier widerspiegelt zu haben. Durch neuen Putz mit den nach originalem Befund wieder hergestellten gemalten grauschwarzen Quaderungen und Fensterrahmen ist eine wesentlich lebendigere Wirkung wieder gefunden worden und läßt vergessen, daß Balthasar Neumann am Äußeren nicht mehr tätig sein konnte.

Neben der statischen Sicherung des Gesamtbauwerkes wurde die Sanierung und Restaurierung der Kuppelgemälde des Tiroler Malers Martin Knoller von 1770 bis 1775, ein Werk des letzten großen Barockmalers, im gleichen Maße bedeutsam. Sie hatten bereits von Anfang an unter der unsicheren Statik des Bauwerkes gelitten. Schon zweimal mußten sie restauriert und gesichert werden, 1827 bis 1828 und 1903 bis 1905, beide Male schon wegen der riesigen Höhe, vor allem der Hauptkuppel, ein schwieriges Unterfangen. Vorgefunden wurden auch jetzt wieder Fehlstellen, Risse, alte Übermalungen, Verschmutzungen, Ablösung vom Untergrund, Zersetzung des Putzes. Wieviele Überlegungen, wieviele technische Untersuchungen, Versuche auch an



Universitätsinstituten wie zum Beispiel in Karlsruhe waren da notwendig, auch Gespräche mit den Spezialisten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und Vertretern anderer Fachgebiete, bis man glaubte, das Rezept und die richtige Methode gefunden zu haben. Hinzu kam natürlich noch die Handfertigkeit des erfahrenen, aber auch in den langen Jahren 1970 bis 1974 noch dazulernenden Restaurators Kneer aus Munderkingen und seiner Mitarbeiter. Durch einen Glücksfall fand man im Ferdinandeum in Innsbruck und im Stift Stams die Originalskizzen Knollers für die unzähligen Gestalten der Hauptkuppel, ein nicht zu missendes Mittel zur Ergänzung fehlender Teile der Freskomalerei.

Die Innenausstattung der Klosterkirche hatte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über ein Vierteljahrhundert erstreckt. Hatte Martin Knoller den Anfang mit den großartigen Kuppelgemälden gemacht, so wurde das Innere mit seinen Details und der Ausstattung von 1776 an ein Werk des Stukkators Thomas Schaidthauf, Lehrer an der Herzoglichen Akademie in Stuttgart, seit 1779 auch noch Baudirektor des Klosters. Seine ruhigen klassizistisch anmutenden Formen der Gesimse und Kapitelle tasteten die Konzeption des Neumannschen bewegten Raumes nicht an, steigerten ihn vielleicht sogar noch.

Die Einzelstücke der Ausstattung aus dieser Zeit, wie vor allem die Altäre mit ihren Reliefs und ihrem farbigen geschliffenen Gipsstein, mußten stark erneuert werden. Bereits unter Schaidthauf war das rote Material hierzu aus den Hängen bei Beutelsbach im Remstal gewonnen worden. Ein glücklicher Umstand ergab jetzt, daß dort bei der Reblandumlegung der gleiche rote Gipsstein in riesigen Ballen und in Knollen zutage trat und für Neresheim erneut zur Verfügung stand. Wie notwendig die Erneuerung der Altarbauten durch die Augsburger Firma Schnitzer war, zeigte sich, als sich herausstellte, daß das hölzerne Innengerüst der Altäre vermorscht und vermodert war.

Die moderne Liturgie führte zu einer neuen Altarlösung im Hochchor, wobei die originale Mensa von der Rückwand des alten Hochalters gelöst und vorgeschoben wurde, um „versus populum“ zelebrieren zu können. Der optische Eindruck hat sich dadurch kaum verändert.

Neben vielen Einzelheiten, die bei jedem Bauwesen dieser Größe und dieser Bedeutung anfallen, sei es die Verglasung, Herrichten des Gestühls, Trockenlegung feuchter Mauerstücke, des Wandanstrichs, der Außenanlagen und vieles mehr, möge noch die Neuverlegung des zum Teil beschädigten Bodenbelags aus großen, zum Teil riesigen Kalkjuraplatten genannt werden. Sie stammten ursprünglich ganz aus der Nähe, aus dem Steinbruch in Steinweiler. Durch Überarbeitung vor allem der Platten unter der Vierung konnten sie erhalten werden. So wurde der imposante Zuschnitt der Platten als ein wichtiger Teil der Gesamtmaßstäblichkeit des Kirchenraumes bewahrt.

Dieser kurze Bericht der sich über lange Jahre hinziehenden Arbeiten muß unbefriedigend bleiben. Die praktischen Maßnahmen dieses Ausmaßes und dieses Aufwandes müssen ja eine Rechtfertigung erhalten.

Im Wissen, im Bewußtsein der Öffentlichkeit ist, ohne zuerst auf die Qualität dieses Bauwerkes einzugehen, die Klosterkirche von Neresheim auf engste mit dem Namen Balthasar Neumanns verbunden. Ist er nicht allein schon ein Begriff für den deutschen Barock, für das 18. Jahrhundert überhaupt geworden. Der in unserem

Jahrhundert sich immer stärker entwickelnde Tourismus hat die Werke dieses genialen Baumeisters im höchsten Sinne populär gemacht: das Schloß in Würzburg, die Treppenhäuser in Brühl und Bruchsal, das Käppele und die Schönbornkapelle in Würzburg, die Wallfahrtskirche in Vierzehnheiligen und schließlich hier in Neresheim unsere Klosterkirche als sein letztes, in der Anlage größtes und reifstes Werk.

Balthasar Neumann stand fast ausschließlich im Dienste der geistlichen Fürsten aus dem Hause Schönborn, eigenwilliger, hochstehender und dem „Bauwurm“ verfallener Mäzene. Als ihr Artillerieoffizier und Festungsbaumeister, als Oberbaudirektor und im modernen Sinne als eine Art staatlicher oberster Baubeamter und Begutachter aller anstehenden, auch nichteigener Baumaßnahmen hatte er sich große Kenntnisse erworben. Im Jahre 1746 starb Friedrich Carl von Schönborn, Bischof von Würzburg und Bamberg. Sein Würzburger Nachfolger entließ Neumann als Oberbaudirektor. Neumanns weiter Ruf als *der* Baumeister Süddeutschlands hatte durch die Entlassung aber nicht gelitten. Es kam für ihn die Zeit, in der er zur Planung für den Neubau in Neresheim, für das neue Schloß in Stuttgart, für die Hofburg in Wien und das Käppele hinzugezogen wurde.

Wie mag Neumann gerade für Neresheim gewonnen worden sein? Vielfach war er für den letzten der geistlichen Fürsten Schönborn, Franz Georg, Kurfürst von Trier und Fürstprobst in Ellwangen, in dieser Nachbarstadt Neresheims tätig. Abt Aurelius Braisch mag Neumann dort kennengelernt und den Mut gefunden haben, den entlassenen Baumeister für das Neresheimer Projekt zu gewinnen, ein Projekt, das vielleicht viel zu großartig für das Kloster im Härtsfeld war, denn der Abt von Neresheim war kein Kardinal, Kurfürst oder Fürstbischof eines der reichsten geistlichen Territorien im Reiche.

Wir wissen, daß Abt Aurelius zu Neumann im Jahre 1747 in Beziehung trat. Bis zur Grundsteinlegung des großen Baues liegen eine ganze Reihe von Entwürfen von 1747 bis 1749 vor, Variationen, die eine interessante Entwicklung bis zu den endgültigen baureifen Plänen zeigen. Mit dem Bau konnte 1750 begonnen werden. Als Neumann 1753 starb, waren immerhin die Mauern rund 12 Meter hochgezogen. Seine Baumeisternachfolger haben daher an der Grundrißkonzeption nichts mehr ändern können. Sie waren dadurch auch für den Aufriß weitgehend festgelegt.

Der äußere Grundriß der Klosterkirche zeigt einen ungeteilten Langbau, der sich als Mantel um die stark bewegte innere Raumhülle legt. Das Gesamtgebäude wird in den Außenwandmantel und die innere Stützenschicht, also in zwei Schalen, zerlegt. Das geht so weit, daß in der Vierung die die Hauptkuppeln tragenden Säulen sich ganz von der Wand lösen, daß hinter den die übrigen Kuppeln tragenden Wandpfeilern im Schiff und im Chor ein Umgang läuft.

Der Kirchenraum wird von sieben Kuppeln plastisch überwölbt, fünf in der Längsrichtung, zwei seitlich im Querhaus. Diese mit ihren Rundungen, dazu die eigentümlich geführten, sich tangierenden Gurte der Gewölbezone, die Verziehungen und Knickungen der Arkaden zum Querhaus und an den Fenstern, das vor- und rückschwingende Hauptgesims, ergeben eine Bewegtheit der konstruktiven Linien und ein kurviertes Raumbild, das alle Besucher so entzückt, ein letzter Höhepunkt der



Barockarchitektur überhaupt. Der Raum ist von hellem flutendem Licht durchströmt, das die Bewegtheit des Raumes noch unterstreicht.

Der Altmeister der Kunstgeschichtsforschung, Georg Dehio, der sich nur zögernd in seiner letzten Lebenszeit mit dem erst kurz zuvor richtig gewürdigten Barock befaßte, erkannte bereits diese Besonderheit der Neresheimer Kirche. Wenn er auch die fehlende originale Innenausstattung von der Hand Balthasar Neumanns vermißte, so wirke der Bau noch immer erschütternd großartig. Die Barockarchitektur nicht nur Deutschlands, sondern Europas, habe wenig, was sich mit ihm messen könne.

Ich möchte hier auch noch Professor v. Freedens als den großen Kenner Neumanns aus seinem Aufsatz in der Festschrift zitieren:

„Das Erlebnis der Neresheimer Kirche ist, jenseits alles Wissens, so bewegend durch das herrliche Raumbild mit der grandiosen Dominante. Neumann hat hier nicht nur sein eigenes Schaffen gekrönt, sondern als Wortführer seiner ganzen Epoche deren Willen und Sehnen erfüllt.“

Wenn ich die außerordentliche Qualität des Bauwerks und seines großartigen Raumbildes als einen der Gründe für den Aufwand und die Mühen genannt habe, so zeigte sich schnell, wie dringend es war, die Kuppelfresken Martin Knollers in ihrem Bestand zu erhalten.

Den gewaltigen Auftrag zu ihrer Ausführung hatte Knoller, der aus Steinach in Tirol stammte und der an der Akademie in Wien und dann bei Raffael Mengs in Rom unter Einfluß von Winkelmann gelernt hatte, in sechs Sommern ausgeführt, von 1770 bis 1775.

Vielleicht war er, der bereits international bekannte Maler, durch seine Freunde am Stuttgarter Hof Carl Eugens vermittelt worden. Abt Benedikt Maria war mit dem Herzog befreundet und besaß vielfache Beziehungen zu ihm.

Wir haben in Neresheim die letzte große Barockmalerei vor uns, die die Summe aller künstlerischen und technischen Erfahrungen der Frescomalerei seit dem Ende des Mittelalters zusammenfaßt, wie bei Neumann der Abschluß einer Epoche von höchster, von uns kaum nachvollziehbarer Qualität.

Fast rein barock ist die riesige, bewegte Schar der Heiligen, die sich um die Dreifaltigkeit im Zenit der Hauptkuppel schart, während die Szenen aus dem Leben Jesu in den übrigen Kuppeln leicht klassizistische, gefühlvolle Empfindungen zeigen. Die Leuchtkraft der Farben hat sich nach zweihundert Jahren unvermindert und rein erhalten. Die Technik der Frescomalerei ist unübertrefflich.

Während der Einrüstung konnte man vom Gerüst, aus der Nähe, die malerische Qualität der Pinselführung vor allem in den Köpfen bewundern, die — das ist das Erstaunliche — ihre Wirkung auch aus der Fernsicht nicht verlieren.

Nicht nur die ästhetischen und künstlerisch-kunstgeschichtlich erkannten Werte sind zu würdigen, die ja für das Land Baden-Württemberg vorrangig waren bei seinem großen Einsatz zur Erhaltung der Klosterkirche.

Die kultur- und kirchengeschichtliche Rolle des Klosters Neresheim in einer Kulturlandschaft, die sich seit dem Hochmittelalter im Osten unseres Landes entwickelte,

ist ebenfalls der Beachtung wert. Es gibt heute noch Gegenden, deren kulturelle Situation sich von der der „Ballungsräume“ abhebt. Bei einem Verlust der Klosterkirche wäre in Ostschwaben eine kaum mehr schließbare Lücke entstanden.

Seit fast 900 Jahren hat das Ende des 11. Jahrhunderts von Graf Hartmann von Dillingen gegründete Stift, in das aber bald Mönche des Benediktinerordens aus Zwiefalten einzogen, seine wichtige Rolle im Härtsfeld gespielt.

Durch die Jahrhunderte war das Kloster, obwohl es nie einen sehr großen Konvent besaß, Zentrum religiösen und geistigen Lebens in der abseits gelegenen kargen Landschaft des Härtsfeldes. Nach Zeiten des Verfalls folgte immer wieder ein Aufschwung. Vor allem seit der Melker Reformrichtung im 15. Jahrhundert und seit dem Anschluß an die Bursfelder Kongregation war das geistliche, monastische und wirtschaftliche Leben des Klosters bis zur Säkularisation 1803 gesund. Äbte wie der humanistisch gebildete Johannes Vinsternau bis 1529 und Abt Benedikt Angehrn, der Bauabt, waren hervorragende Persönlichkeiten. Auch nach der Neubesiedlung durch die Benediktiner aus Kloster Emaus in Prag 1919 bzw. endgültig 1921, dank des Entgegenkommens des Fürstlichen Hauses Thurn und Taxis, wurden die Traditionen der Vorgänger weitergeführt.

Sicherlich kurz nach der Gründung errichteten die Mönche eine Klosterkirche, ein „domus dei“, wie heute noch am Westportal der Barockkirche eingemeißelt ist, das Haus Gottes.

In den Kirchweihpredigten des 18. Jahrhunderts — ich konnte in der Neresheimer Klosterbibliothek eine Reihe von solchen Predigten durchsehen — steht der Titel „Haus Gottes“ immer wieder an erster Stelle. Dieser im Barock und überhaupt seit Jahrhunderten zu verfolgenden Vorstellung einer Kirche folgten ebenfalls in Neresheim der Bauherr, Balthasar Neumann sowie Martin Knoller.

Die Heilige Dreifaltigkeit im Haupt der großen Kuppel und nochmals auf dem linken Querschiffaltar, wie auch der Tabernakel auf dem Hauptaltar, in dem Christus wohnt, weisen auf das Wissen dieses Begriffes „domus dei“ hin, wie es die barocken Texte hervorheben.

Ein weiteres Thema der barocken Predigten ist der Vergleich des Bauwerks mit dem himmlischen Jerusalem. Die Kirche ist deswegen eine heilige Stadt, weil Gott in ihr wohnt. Im neuen Jerusalem gehen die Hoffnungen des Gottesvolkes in Erfüllung. Die Hoffnung auf ein zukünftiges Jerusalem ist im Kirchenbau eine materielle Vergegenwärtigung dessen, was der Apostel Johannes in den Visionen der Apokalypse sieht.

Diese beiden Themen geben einen kleinen Hinweis auf das Denken der Zeit, in der die Neresheimer Kirche geplant und gebaut wurde, eine Auffassung, die auch heute noch ihre Gültigkeit hat, ganz in dem Sinne, wie es bereits der Psalm 25 ausdrückt: Ich liebe Herr, die Zierde Deines Hauses, die ehre Wohnung Deiner Herrlichkeit. Im Bauwerk sind diese Deutungen für uns wieder ablesbar. Sie führen zum tieferen Verständnis der Klosterkirche.

Die Kirche auf dem Ulrichsberg ist gerettet und steht in Glanz und Herrlichkeit.

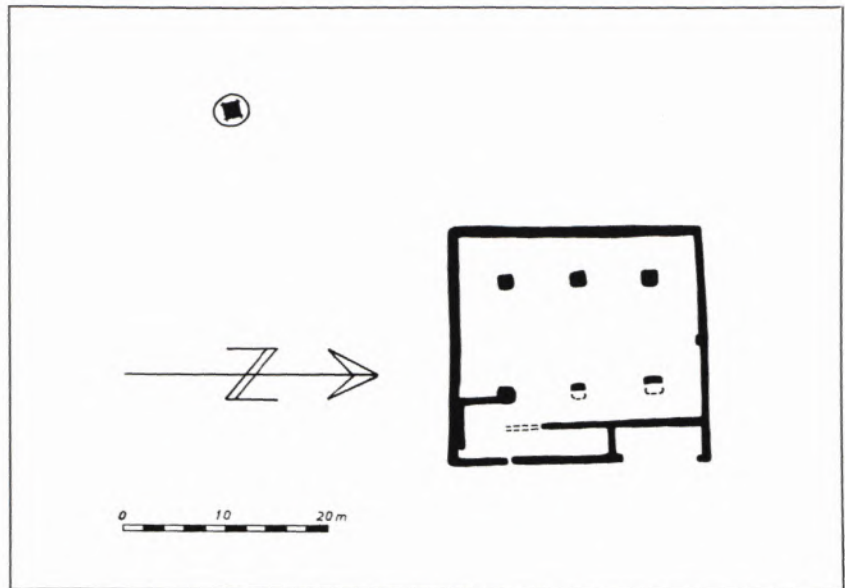
Wünschen wir, daß sie aufs neue ihre Aufgabe im Härtsfeld und noch viel weiter erfüllt.



KIPPENHEIM im Ortenaukreis,  
Gewann Freimatte.

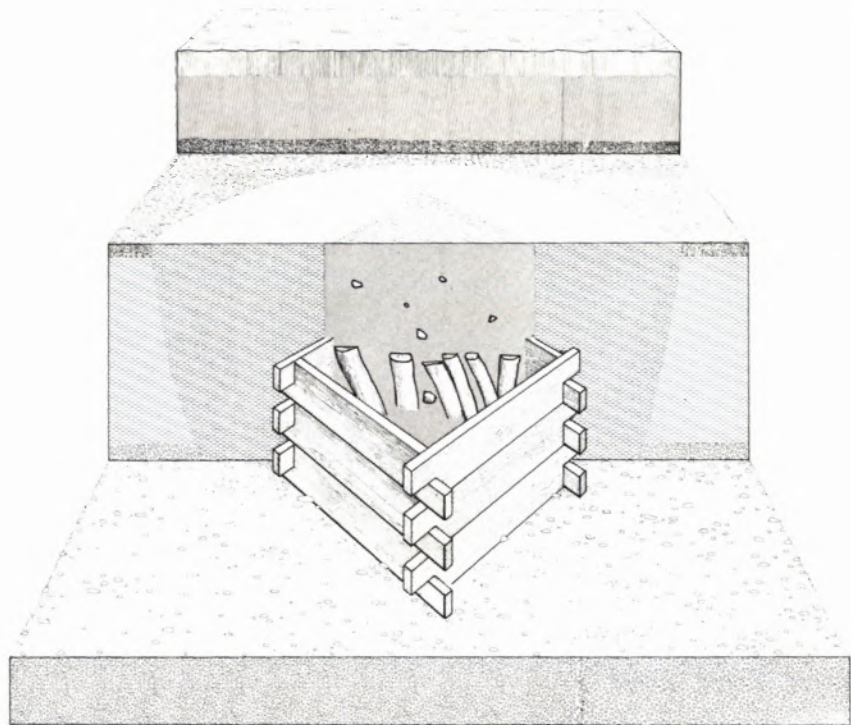
◁ 6 Nach der Entdeckung bei Drainagearbeiten werden die ersten Räume der römischen Straßenstation freigelegt. Oberflächlich war von diesem bis auf die untersten Fundamentlagen zerstörten Bau nichts zu erkennen gewesen.

7 GRUNDRISS DES STEINGEBÄUDES und zugehöriger Brunnen der römischen Straßenstation. Obwohl auf eine Ergänzung fehlender Mauerstücke oder die Einzeichnung der möglichen Raumeinteilung verzichtet wurde, ist die Anlage der Räume um einen Innenhof gut ablesbar.



7

8 BLOCKPROFIL DES BRUNNENS bei der Straßenstation von Kippenheim. Deutlich ist die runde Ausschachtung zu erkennen, in die eine hölzerne Verschalung eingesetzt wurde. Im unteren Teil des Brunnens waren diese Bohlenwände gut erhalten und erlaubten ein genaues Studium der hier angewandten Zimmermannstechnik. Durch hineingeworfene Hölzer war die Wasserstelle absichtlich unbrauchbar gemacht worden – ein wichtiger Hinweis auf das gewaltsame Ende der Station. Auf der Brunnensohle lag neben Scherben und Tierknochen ein großer eiserner Schlüssel.



8

derung von Straßburg nach Rottweil die Rheintalroute kreuzt, ist sogar mit einer besonders großzügig ausgebauten Versorgungsstation zu rechnen, ähnlich wie sie auf der Paßhöhe der Kinzigtalstraße, auf dem „Brandsteig“ zwischen Schramberg und Waldmössingen, schon im letzten Jahrhundert ausgegraben wurde.

Trotzdem bringt die Entdeckung der beiden relativ kleinen Stationen in der Ortenau eine wichtige Ergänzung bisheriger Vorstellungen. Auch wenn beide Plätze unterschiedlichen Zwecken dienten, ist doch auffallend, in welchem geringem Abstand zueinander und zu der dazwischen liegenden Straßensiedlung von Lahr-Dinglingen sie errichtet worden sind. Ohne Zweifel läßt sich aus dieser Situation eine verhältnismäßig dichte Reihung solcher Versorgungsstellen erschließen, mit denen

die Entfernungen zwischen den größeren Ortschaften überbrückt wurden. Dazwischen eingeschobene Militärposten sorgten für Ordnung und Sicherheit. Wir können daraus entnehmen, wieviel von einem ungefährdeten und reibungslosen Verkehr auf den großen Fernstraßen abhing und welchen Wert man ihm aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen beimaß. Gleichzeitig läßt das Schicksal der beiden kleinen Stationen den Einschnitt erkennen, den die alamannische Eroberung im 3. Jahrhundert für alle Lebensbereiche der ehemaligen römischen Provinz mit sich brachte.

Dr. Gerhard Fingerlin  
LDA · Bodendenkmalpflege  
Adelhauserstraße 33  
7800 Freiburg i. Br.



Konrad Freyer: **Zur Ausstellung „Die stille Zerstörung“  
in Karlsruhe**

Eine bemerkenswerte Ausstellung zum Thema der Veränderung des Stadtbildes durch Vernachlässigung und Vereinfachung seiner Details – dargestellt am Beispiel Karlsruhe – war vom 15. Oktober 1975 bis zum 11. Januar 1976 in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe zu sehen.

Grundlage für die in der Ausstellung gezeigte Gegenüberstellung ursprünglicher zu veränderter – und in bestürzender Weise verarmter – Architektur bildete das Badische Denkmälerarchiv des Karlsruher Photographen Wilhelm Kratt. Seit 1898 hatte Kratt seine gebaute Umwelt in ihren besten Leistungen in schließlich zehntausend großformatigen Plattenaufnahmen zusammengetragen. Aus diesem Fundus hat die Initiatorin der Ausstellung, die Karlsruher Kunsthistorikerin Suse

Schmuck, gut zwanzig Ansichten der Stadt ausgewählt, an denen sie beispielhaft durch gleichzeitige Darstellung der heutigen Situationen einem überraschten Publikum schmerzende Einsichten vermitteln konnte.

Die so entstandene Dokumentation, ergänzt durch prägnante und treffend formulierte Bilderläuterungen, machte offenkundig, was als Unbehagen an seiner Stadt – und hier ist Karlsruhe nur Beispiel – den Bürger schon lange bewegt hat. Es ist der Verlust an ursprünglicher Eigenart, gestalteter Umwelt, der in vielen kleinen Schritten durchgeführt ein Stadtbild schließlich ruinieren kann und schon vielerorts ruiniert hat. Die Resonanz der inoffiziellen Öffentlichkeit ließ erkennen: Hier fand dieses permanente Unbehagen sichtbar formulierten Ausdruck.

1 und 2 EHEMALIGES PROMENADEHAUS in Karlsruhe, Kaiserallee 13. 1814/1815 von Friedrich Weinbrenner erbaut. Klare kubische Formen und das große zurückgesetzte Bogenmotiv charakterisieren das klassizistische Haus. Die Details sind sorgfältig durchgearbeitet: Fenstersprossen, Klappläden, Rosetten in den Rundbögen, Gesimse und das Balkongitter gliedern und beleben die Großformen. Um die Jahrhundertwende sind die wesentlichen Details noch intakt. 1967 „modernisiert“ fristet das Keglerheim ein Hinterhofdasein. Details und Umgebung sind unbedacht zerstört. Warum hat man sich nicht mehr Gedanken über Würde und Differenziertheit einer Weinbrenner-Architektur gemacht?







3 und 4 DIE WOHNHÄUSER Haid-und-Neu-Straße 4 und 6 in Karlsruhe wurden 1902/1905 von Franz Wolff erbaut. Das linke Haus ganz im Jugendstil mit farbig verplättelten Giebeln, Streifenputz und schmiedeeisernen Balkongittern. Das rechte von gotisierender Art. Heute ist das linke Haus kaum wiederzuerkennen. Die originellen Giebel fielen einem Dachstuhlbrand zum Opfer, Fenster und Putz sind verändert. Das rechte Haus ist bis in die Details hinein sehr gut erhalten. Doch wie die Faust aufs Auge wirkt die neue Ladenfront mit großer Glasscheibe, Vordach und Leuchtreklame. Die Schönheit des Hauses ist durch den groben Eingriff zerstört.







5 und 6 BAUERNHAUS IN  
BULACH, Litzzenhardtstraße 91–93, im  
17. Jahrhundert erbaut.

Um 1910 ein behäbiges Haus mit Krüppelwalmdach auf geschnitzten Bü-  
gen, mit kleinen Wetterdächern. Aber  
nicht nur das Haus, auch der Schopf  
mit Giebel, Ziegeldach und Holztor  
rechts im Bild, die Holzzäune und die  
Kamindächer bestimmen das Bild.

Heute ist das Fachwerkhaus „gerei-  
nigt“. Das Krüppelwalmdach ist ver-  
schwunden. Der grellweiße Garagen-  
klotz vorne fügt sich in Form und  
Farbe nicht ein. Die Holzzäune sind  
der Gehwegverbreiterung zum Opfer  
gefallen. Der eigentümliche Reiz des  
Dörflichen ist verloren.

Die gezeigten Beispiele sind sorgfältig ausgewählt. Beginnend bei städtebaulichen Themen, etwa der Veränderung an einer innerstädtischen Tor-Situation oder dem Strukturwandel in dem zur Vorstadt gewordenen Dorf, reicht der gebotene Stoff über das Schloß und das Palais, die Frage des Verhältnisses der Demokratie zur gebauten Achse, über den Industriebau, das Geschäftshaus, das Bürgerhaus hin bis zur Möblierung eines Platzes, zur Gestaltung eines Ladeneinbaus. Und es wird offenkundig: Es ist immer wieder das Detail, das nicht beachtete Detail, das im Veränderungsprozeß untergeht und dessen Wegfall zur Schrumpfung der ursprünglichen Aussage einer architektonischen Leistung führt. Erkennbar wird auch, daß kommerzielle Gründe, die von den Verantwortlichen so gern als vordergründig schuld an der nun erkannten Misere genannt werden, im Grunde nur mittelbar an dieser Entwicklung beteiligt sind. Es ist vielmehr der weit fortgeschrittene Verarmungsprozeß der kreativen Kräfte, der, gepaart mit der Lust am Rationalisieren, unsere gebaute historische Umwelt auf stille Weise allmählich bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt hat.

Besonders anfällig sind dabei Bereiche, denen sich niemand direkt verpflichtet fühlt. Zu jung, um denkmalgeschützt zu sein, zu zahlreich, um ernstgenommen zu

werden, wird dort Qualität – und es ist ein Stück Lebensqualität – mit Quantität verwechselt. Ohne das Recht einer Zeit auf eigene Leistung einschränken zu wollen – wäre doch auch hier Qualität gültiger Maßstab –, ist der Aufruf dieser Ausstellung gegen leichtfertige Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber still zerstörenden Veränderungen unserer gebauten Umwelt als ein gewichtiger Beitrag zum Ausklang des Europäischen Denkmalschutzjahres zu werten. Es bleibt zu wünschen, daß Dokumentationen dieser Art in möglichst vielen Städten gezeigt werden. Das Karlsruher Beispiel mag hierzu Anregung sein.

Die nebenstehenden Beispiele sollen eine kleine Einstimmung in Aufbau und Anliegen der Ausstellung vermitteln; dabei sind die Bilderläuterungen gekürzt wiedergegeben. Alle gezeigten Fotos mit den vollständigen Texten sind in einem Katalog erschienen, erhältlich für 8,50 DM zuzüglich Versandkosten bei Frau Dr. S. Schmuck, Beethovenstraße 9, 7500 Karlsruhe.

Dipl.-Ing. Konrad Freyer  
LDA • Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe



Eckart Hannmann:

## Eine Meisterleistung?



Im Heft 1/1974 dieser Zeitschrift veröffentlichten wir ein kleines, wohl aus dem 17. Jahrhundert stammendes Fachwerkbauernhaus in Krauchenwies (Kreis Sigmaringen), das 1973 abgerissen wurde, da es nach Ansicht der Gemeinde ein „echtes Verkehrshindernis“ bildete. Die bauliche Substanz des winkelförmigen Gebäudes war nicht schlecht, zumal es noch 1960 mit einem Zuschuß der Denkmalpflege instandgesetzt worden war. Die Verkehrsbehinderung bestand vor allem darin, daß das Gebäude leicht in den Straßenraum vorragte und daher der für den Fußweg verbleibende Streifen verhältnismäßig schmal war.

Inzwischen ist das Gelände wieder bebaut worden. Der Neubau nimmt in sehr überlegter Weise Rücksicht auf das im Dorf herrschende große Verkehrsaufkommen. Durch die Zurücknahme der Bauflucht konnten erstaunlich verbesserte Sichtverhältnisse und damit ein reibungsloserer Verkehrsfluß geschaffen werden. Der Fußgängerstrom, der, wie die Bilder deutlich zeigen, gerade in diesem Teil des Dorfes gewöhnlich außerordentlich stark ist, kann jetzt, sofern ihn keine parkenden Autos behindern, gefahrlos des breiten Weges ziehen.

Wurden also einmal die bis dahin mißlichen Verkehrsverhältnisse entscheidend verbessert, was für sich allein

genommen schon den Abbruch des alten, unschönen Fachwerkhäuses rechtfertigen würde, so darf doch auch zum andern nicht übersehen werden, in welcher kongenialer Weise der Bankneubau auf die spezifischen baulichen Eigenheiten des Ortsbildes eingeht und gegenüber dem früheren altertümlich rückständigen Zustand einen bemerkenswerten neuen städtebaulichen Akzent setzt. Zweifellos ist es dem Architekten gelungen, den Baukörper mit zartem Einfühlungsvermögen in die dörflich strukturierte Umgebung einzufügen. Dies kommt etwa allein schon darin zum Ausdruck, daß auf ein Satteldach oder dergleichen verzichtet wird. Gerade in diesem selbstlosen Verzicht, in dieser subtilen Bescheidenheit, die bekanntlich für zahlreiche Bankneubauten in unseren Dörfern kennzeichnend ist, zeigt sich eben der Meister. Fürwahr, eine Meisterleistung!

*Dr. Eckart Hannmann  
LDA • Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Hauptstraße 50  
7400 Tübingen-Bebenhausen*



# Thomas Boedeker : Ortskernzerstörung in Welzheim

## Die „Alte Krone“ ist abrißbedroht

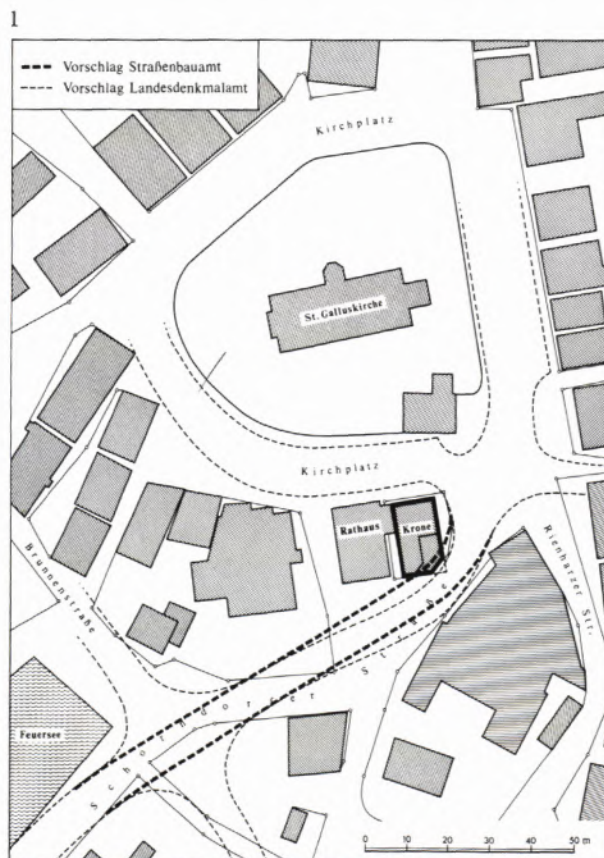
Falls die „Alte Krone“ in Welzheim abgerissen werden sollte, ist dies ein neues typisches Beispiel für die Planlosigkeit, mit der charakteristische Dorf- und Kleinstadtkerne zerstört werden. Das muß von der Öffentlichkeit erkannt und bekämpft werden.

Das ehemalige Gasthaus Krone ist neben der Kirche für das Ortsbild Welzheims das bedeutendste Gebäude:

– Es trennt drei unterschiedliche, aber in sich ausgewogene Plätze, die bei einem Abriß formlos ineinanderlaufen würden. Auch der Lageplan (Abbildung 1) macht das deutlich (vgl. Abbildung 3).

– Mit dem benachbarten Rathaus zusammen bildet es ein Gegengewicht zur neuen massiven Sparkasse und zur alten Pfarrkirche.

– Als Einzelgebäude zählt es mit dem freigelegten Fachwerk aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und mit der über die Straße vorkragenden Ecke zu den wertvollsten Welzheimer Häusern. Beim derzeitigen skelettierten Zustand ist das besonders deutlich zu sehen (Abbildung 2).



Bis vor einigen Monaten war das gemeindeeigene Gebäude noch durch seine vielen Bewohner, für die keine Ersatzwohnungen gefunden wurden, gesichert, obwohl es auf der Ostseite schon abgespritzt werden mußte. Doch nach einem Dachstuhlbrand Ende 1975 mußte es geräumt werden. Seitdem droht ihm der Abriß.

Zwei Welzheimer Architekten konnten nachweisen, daß eine Sanierung des Altbaus wirtschaftlich sinnvoller wäre als ein Neubau. Doch der Gemeinderat hat sich für den Abriß ausgesprochen. Er lehnte einen Neu- oder Wiederaufbau aus Geldmangel ab. Außerdem zieht er eine veränderte Straßenführung, und dadurch flüssigeren Verkehr, der Erhaltung des Gebäudes vor.

Da schon eine Umgehungsstraße geplant ist, durch die die Straße vor der „Krone“ vom Durchgangsverkehr befreit wird, würde eine großzügige Fußgängerpassage durch das Gebäude genügen, wie sie in die Fotomontage (Abbildung 4) eingezeichnet ist.

Der Vorgang zeigt, wie wichtig für jeden Ort mit alter Bausubstanz ein Rahmenplan ist, der auf einer gründlichen Stadtbildanalyse aufbaut und mit den Denkmalschutzbehörden abgesprochen sein sollte. Ein guter Rahmenplan ist für alle Beteiligten eine Basis bei Neuplanungen, auch wenn durch überraschende Ereignisse, wie hier durch einen Brand, nicht voraussehbare Situationen entstehen.

Da der Verlust des Gebäudes für Welzheim nicht mehr gut zu machen wäre, ist zu hoffen, daß es erhalten bleibt.

Thomas Boedeker, Reg.-Baumeister  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Eugenstraße 3  
7000 Stuttgart 1

1 DER ORTSKERN VON WELZHEIM. Im Lageplan wird deutlich, wie die drei Plätze beim Abriß der Alten Krone ineinanderfließen würden.

2 Durch das freigelegte Holzgerippe der Alten Krone werden viele Welzheimer erst jetzt auf die Eigenart des Fachwerkhäuses aufmerksam.

3 Einen Eindruck davon, welchen Verlust es bedeuten würde, sollte eines der städtebaulich bedeutendsten Gebäude Welzheims abgerissen werden, kann die Fotomontage vermitteln.

4 So stellen sich zwei Welzheimer Architekten die Alte Krone nach ihrer Wiederherstellung vor: Die Fußgängerpassage löst das Problem des Verkehrspasses weitgehend.





2



3

4





## Eckart Hannmann: Denkmalpflegerische Gesichtspunkte bei der Sanierung von Einzelobjekten

*Der folgende, nur unwesentlich geänderte Text wurde als einleitender Vortrag am 9. Oktober 1975 bei einem von der Architektenkammer Baden-Württemberg in Tübingen veranstalteten Fortbildungsseminar gehalten. Thema der Tagung, die unter Mitwirkung der Staatlichen Hochbauverwaltung und des Landesdenkmalamtes durchgeführt wurde, war die Sanierung des Einzelobjektes (vgl. auch Nachrichtenblatt 4/1975, Seite 177).*

Das Thema „Denkmalpflegerische Gesichtspunkte bei der Sanierung von Einzelobjekten“ ist so allgemein gehalten, daß nur Überlegungen grundsätzlicher Art angestellt werden sollen. Das Allgemeine beginnt schon bei dem Wort Einzelobjekt. Die Bandbreite dessen, was ein denkmalpflegerisch relevantes Einzelobjekt darstellt, ist groß. Es kann sich um ein bescheidenes gußeisernes Grabkreuz oder ein Schloß, eine Skulptur, eine Brücke, einen Kalkofen, ein Schlachthaus, Fachwerkhaus, Gemälde, eine Mühle, Kirche, Turnhalle, Kelter, Burg oder Fabrik handeln: kurz, um die ganze Skala der verschiedensten Kulturdenkmale, von denen keines dem anderen völlig gleicht, weder hinsichtlich der Form noch des Materials.

Kulturdenkmale sind Individuen. Kulturdenkmale lassen sich nicht in Schablonen pressen. Sie wollen daher wie Individuen behandelt werden. Es gibt eben nicht zwei völlig identische mittelalterliche Fachwerkhäuser, aber es gibt völlig identische heutige Stapelarchitektur, die bereits als Wegwerfarchitektur bezeichnet wird. Es gibt demzufolge für denkmalpflegerische Objekte im Unterschied zu zahlreichen heutigen Objekten auch keine Patentrezepte für Sanierungen etwa in dem Sinne: „Man nehme . . .“. Sanierung muß immer individuell konzipiert werden.

Auch das Wort Sanierung ist, wie die Praxis der letzten Jahre eindringlich vor Augen geführt hat, kein eindeutiger Begriff mehr, obwohl man doch meinen sollte, daß wenigstens hierüber ein Konsensus herbeizuführen wäre, nämlich in des Wortes eigentlichem Sinn: Heilung. Über den einzuschlagenden Weg der Therapie gibt es bekanntlich grundverschiedene Ansichten, je nachdem ob der Therapeut ein Architekt, ein Statiker, ein Künstler, ein Restaurator, ein Kunsthistoriker oder Denkmalpfleger ist, und sogar innerhalb dieser einzelnen Gruppen kann es selbstverständlich Meinungsunterschiede geben. So konnten beispielsweise bis 1967, als in Regensburg die Altstadtanierung noch vom Stadtbauamt betrieben wurde, von achtzehn Altbauten zwölf substanzerhaltend restauriert werden. Seitdem in Regensburg eine Baugesellschaft in das Geschäft der Altstadtanierung eingestiegen ist, steht in dem ihr zugewiesenen Sanierungsgebiet von zehn historischen Häusern heute keines mehr.

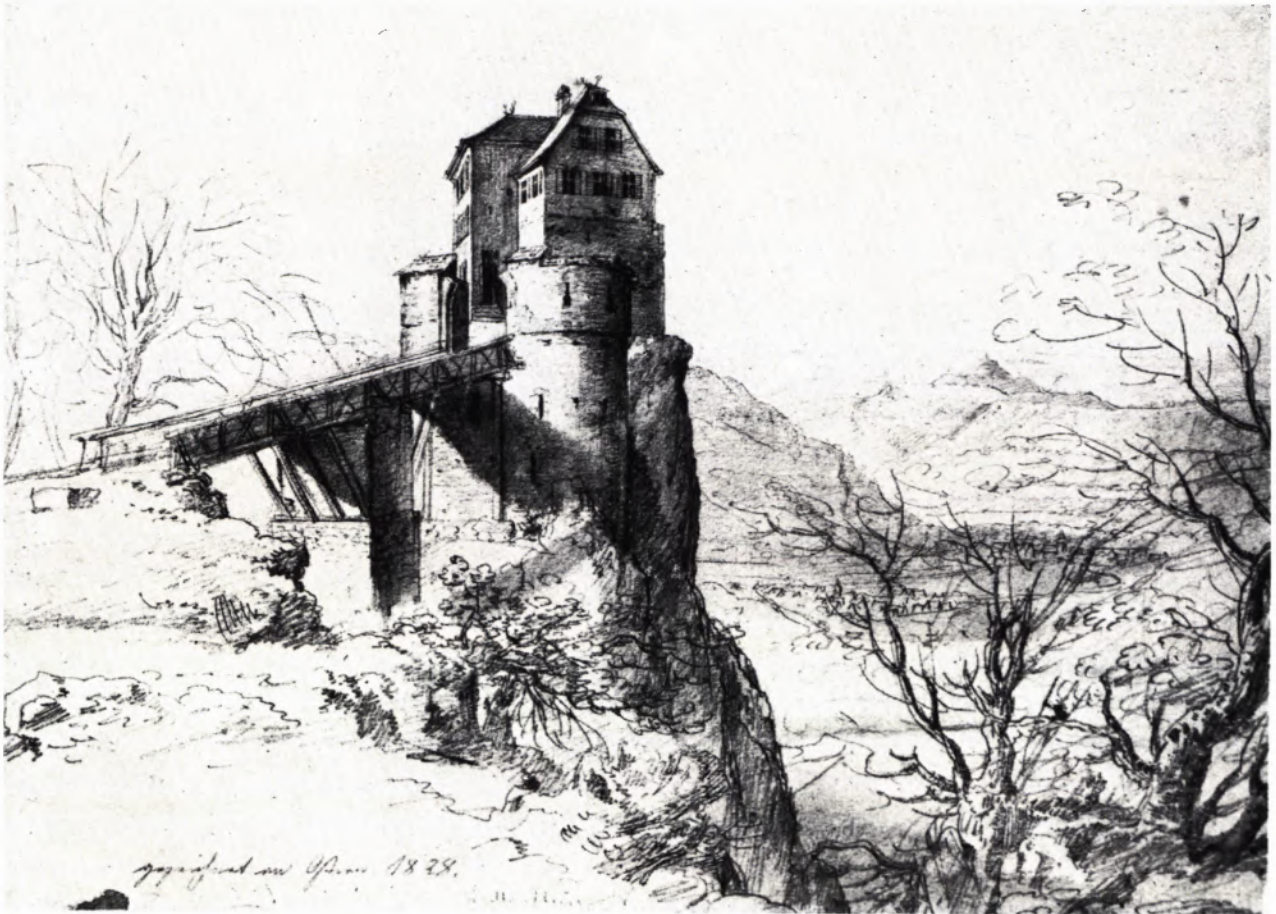
Auch Totalamputationen, radikale Kuren laufen unter dem Begriff der Sanierung. Man ist versucht zu sagen, um im Bild zu bleiben: Operation geglückt, Patient tot. Und wenn dann eines der sogenannten sanierten Bauwerke wenigstens in irgendeiner Form doch noch stehen geblieben ist, muß man leider allzuhäufig hinterher feststellen, daß man dem Bau sein Leben genommen, ihn zu Tode restauriert hat. Übrig geblieben ist in diesen Fällen vielfach ein mumifiziertes, hohles, korsettartiges Skelett. Was den Bau wesentlich als Individuum auszeichnete, existiert nicht mehr.

Für den Denkmalpfleger ist der Begriff Sanierung nichtsagend und leer geworden. Ihm haftet heute eher ein negativer Unterton an, weil er auch von Reißbrettideologen, Kahlschlagsfanatikern oder Straßenbauern, die einer autogerechten Stadt das Wort reden, okkupiert wurde, weil geschichtliche Substanz und intakte Sozialstrukturen auf der Strecke blieben. Das neue, noch reine und nicht von technokratisch orientierten Wirtschaftsinteressen vereinnahmte Wort heißt: erhaltende Erneuerung oder Revitalisierung.

Und noch ein Weiteres muß einleitend gesagt werden. Zu allen Zeiten wurde Altes durch Neues ersetzt. Die Summe dieses Prozesses formte unsere Kulturlandschaft. Auch heute wird dem Denkmalpfleger von vielen Architekten dieses Argument vorgehalten mit dem Bemerkten, daß ja das „gute Neue“, das von einem großen Künstler Entworfenen, sich von selbst mit dem Alten vertrage, wie dies für frühere Zeiten angeblich auch zutreffen hat. Mag dies für den einen oder anderen Fall richtig sein, die Folgen wären indessen, generell gesehen, verheerend angesichts unserer jetzigen technischen Möglichkeiten und der Geschwindigkeit, in der sich heute schöpferische Prozesse abspielen. Was früher über einen großen Zeitraum hinweg sich als Folge vieler kleiner, individuell geprägter Einzelentscheidungen dokumentierte, vollzieht sich heute in einem rasanten, gesteuerten und geplanten, rationalisierten Prozeß.

Ein weiterer gravierender Gesichtspunkt kommt hinzu: nämlich der elementare Unterschied zwischen einem individuellen, handwerklich errichteten Altbau und der industriell vorgefertigten, unter Rentabilitätsprämissen entwickelten Fließbandarchitektur unserer Tage. In der ganzen Architekturgeschichte hat es keinen so radika-



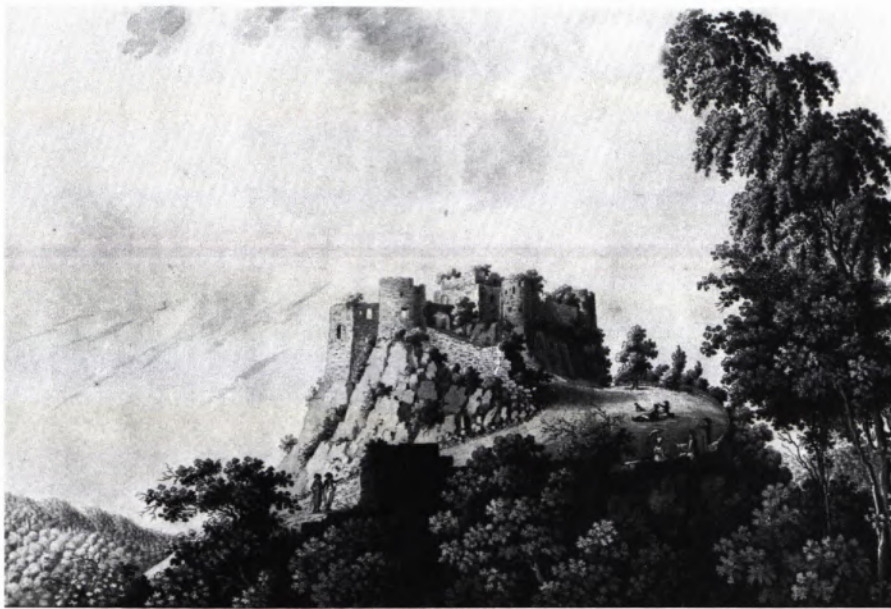


len Bruch in der handwerklichen und künstlerischen Entwicklung gegeben. Der Denkmalfleger, der keineswegs das Rad der Geschichte zurückdrehen will, dem es nicht um die Konservierung von etwas Vergangenen, sondern vielmehr um die Erhaltung von etwas Gegenwärtigem für die Zukunft geht, zeigt deshalb ein mitunter penetrantes Beharrungsvermögen, wenn es gilt, geschichtliche Bausubstanz, auch wenn sie noch so bescheiden ist, zu bewahren. Er zeigt dieses Beharrungsvermögen in der Erkenntnis, daß individuell geformte Architektur, zumindest in ihrem geistigen Ansatz, niemals inhuman war, wie es heutige Architektur sein kann. Es existieren kaum Beispiele aus der Geschichte dafür, daß man aus Gründen der Lebensfeindlichkeit und Sozialschädlichkeit Wohnhäuser in die Luft sprengte, die noch nicht einmal eine Generation alt waren, wie dies jüngst mit dreiunddreißig 1955 gebauten Hochhäusern in St. Louis [USA] geschehen ist.



1 und 2 LICHTENSTEIN, Kreis Reutlingen. Die Zeichnung von 1828 zeigt die Reste der spätmittelalterlichen Burg mit dem aufgesetzten Försterhaus von 1803. 1839/1841 erbaute Carl Alexander von Heideloff das heutige Schloß unter Verwendung von Resten der alten Burg: Beispiel einer phantasiereich „restaurierenden“ Denkmalflege des frühen 19. Jahrhunderts. Es sollte „eine deutsche Ritterburg im edelsten Stil des Mittelalters“ entstehen.





3 und 4 DER HOHENURACH  
Kreis Reutlingen.  
*Die Radierung Franz Webers  
aus der Zeit um 1795 und der  
heutige Zustand der Burgruine  
lassen keine nennenswerten  
Abweichungen erkennen: Bei-  
spiel einer lediglich konser-  
vierenden Denkmalpflege.*

Von dem eben kurz Skizzierten leiten sich die denkmalpflegerischen Gesichtspunkte bei der Erneuerung von Einzelobjekten ab. Man muß jedoch gleich wieder einschränken: *die* denkmalpflegerischen Gesichtspunkte gibt es nicht, weil es auch keine Normierung von Individuen, mit denen wir es ja zu tun haben, gibt. Deshalb folgen hier einige Grundsatzüberlegungen, verbunden mit der Darstellung der sich im geschichtlichen Verlauf wandelnden denkmalpflegerischen Ansätze.

Lange Zeit, bis etwa in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein, galt als oberster denkmalpflegerischer Grundsatz: Konservieren, nicht Restaurieren. Dieses Dogma formulierte übrigens schon 1906 auch der Tübinger Kunsthistoriker Konrad Lange in einer Festschrift. Konservieren, nicht Restaurieren — diese These leuchtet zunächst ein. Auch heute noch trifft sie in zahlreichen Fällen zu. Zum Dogma erhoben, kann sie jedoch irreparable Schäden anrichten, weil hier letztlich ein zu geringes Eingehen in die tatsächlichen Probleme evident wird. Die Bewahrung des Originalen war und ist noch immer oberstes Gebot der Denkmalpflege. Die Gefahr,

die dieser Lehrsatz aber beinhaltet, liegt auf der Hand: Es ist praktisch nur eine Frage der Zeit, daß konsequentes Konservieren bei Vermeidung von Restaurieren zu torsohaften Resultaten, zu bloßen Erinnerungsruinen führen wird. Und damit kann letztlich auch der Denkmalpflege nicht gedient sein.

Im ersten Viertel unseres Jahrhunderts — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — wurde eine weitgehende Imitation und Rekonstruktion abgelehnt. Heute dagegen neigen wir unter Umständen wieder dazu, Kulturdenkmale mit allen Mitteln der Kunst zu rekonstruieren, d. h. einen Idealzustand zu kopieren.

Denken Sie bitte an die zahlreichen Rekonstruktionen von im Krieg zerstörten Altstädten und einzelnen Baudenkmalen wie dem Frankfurter Goethehaus oder dem Bruchsaler Schloß. Es kann hier nicht der Ort sein, über die Gründe zu sprechen. Nur zwei Stichworte mögen angeführt werden: einmal das veränderte Geschichtsbewußtsein aufgrund der ungeheuren kulturellen Substanzverluste durch Kriege und Wirtschaftswunderden-





5 und 6 ST. MORITZ  
in Rottenburg, Kreis Tübingen.  
Die Instandsetzung von 1969  
bis 1975 beseitigte alle barocken  
Hinzufügungen und versuchte,  
den Raum des 14./15. Jahrhun-  
derts „stilrein“ wiederzugewin-  
nen: Beispiel einer purifizierenden  
Denkmalpflege mit Gewinn  
an wissenschaftlicher Erkenntnis  
(spätgotische Wandmale-  
reien des Obergadens) und hy-  
pothetischen Zutaten (z. B.  
Seitenschiffsfenster, Holz-  
decken).



ken und zum andern die Ernüchterung über die Leistungen unserer modernen Architektur.

Selbstverständlich sind dem Grundsatz „Konservieren, nicht Restaurieren“ auch positive Aspekte abzugewinnen, etwa das Moment des Wahrhaftigen, die Vermeidung von Augenwischerei. Auch darf der didaktische Zug, der in einem solchen Wort liegt, nicht übersehen werden, ein Zug, wie er heute etwa noch weite Bereiche der ungarischen Denkmalpflege prägt, wo die rekonstruierenden Ergänzungen durchweg in einem vom Original abweichenden Material durchgeführt werden, damit auch dem Laien sichtbar gemacht wird: „Diese Teile wurden ergänzt, jene nicht.“ Der Satz von Dehio „Gott bewahre die Denkmäler vor genialen Restauratoren“ – sprich Täuschern – gilt auch jetzt noch. Was eigentlich verlangt wird, sind die guten Handwerker, die dem Objekt wirklich dienen.

Ein weiteres denkmalpflegerisches Dogma war die Versetzung des historischen Bauwerkes in seinen Urzustand, ein Dogma, das vor allem im 19. Jahrhundert

Gültigkeit hatte und das, nebenbei erwähnt, auch eine der Ursachen für das Entstehen historisierender Architektur war. Auch heute noch kann dieser Grundsatz, besonders bei der Freilegung von Skulpturenfassungen, richtig sein, obwohl er auf das Prinzip der Stilreinheit hinausläuft, die von uns in den meisten Fällen jedoch abgelehnt werden muß. Denn ein Purifizieren, und das impliziert ja meist der Begriff der Stilreinheit, nimmt einmal dem Bau seine mitunter in Jahrhunderten gewachsene Geschichtlichkeit, ein Purifizieren entkleidet ihn, stellt ihn bloß – kurz: Purifizieren bedeutet Verlust historischer Substanz. Die beim Purifizieren immer notwendig werdenden Ergänzungen basieren außerdem sehr oft auf hypothetischen Schlüssen. Schon um 1840 gab es jedoch eine gegenläufige Bewegung, die sich für die Erhaltung späterer Zutaten, also vermeintlich stilfremder Elemente, einsetzte. Durchsetzen konnte sich diese Strömung erst sehr viel später. Und noch in unseren Tagen hat sich der Denkmalpfleger immer wieder mit zum Teil ganz massiv vorgebrachten Wünschen nach Stilreinheit auseinanderzusetzen.





7 und 8 KATHOLISCHE PFARRKIRCHE IN TÜBINGEN-BÜHL. Die von Joseph Cades 1902 erbaute neuromanische Kirche wurde bei der Renovierung von 1971 ihrer Ausstattung und Raumfassung beraubt: Beispiel einer purifizierenden Denkmalpflege mit dem Ziel, eine im Bauwerk nicht enthaltene „moderne“ Stilreinheit zu erreichen.

Als erster versuchte Alois Riegl 1903 die unterschiedlichen, mehr oder minder reflektierten Anschauungen dessen, was man unter denkmalpflegerischer Instandsetzung zu verstehen hat, in ihren Ursachen zu analysieren. Er deckte dabei mehrere Wertschichten auf, die es zu berücksichtigen gilt: den historisch-dokumentarischen Wert, den Alterswert, den Kunstwert und schließlich den Gebrauchswert. Diesen Werten kann man heute vielleicht noch den Begriff des Identifikationswertes anfügen. Vor einer Objektsanierung ist die Relevanz dieser Werte abzuwägen; denn so absurd es zunächst auch klingen mag, jede Renovierung bedeutet auch Zerstörung, eine Zerstörung, die ähnlich auch bei einer wissenschaftlichen Ausgrabung eintritt, obwohl andererseits durch diese Zerstörung wieder wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen werden. Man muß sich also im Sinne eines Kompromisses entscheiden, bei welchem der einzelnen Werte Abstriche vorgenommen werden können, ohne dabei einen Wert völlig zu eliminieren und ohne den wesentlichen, lebendigen Charakter des Kulturdenkmals entscheidend zu beeinträchtigen. Der Totalverlust eines einzigen der aufgezählten Werte muß unter allen Umständen vermieden werden. Das Grundproblem einer jeden Objektsanierung besteht im Bewahren der überkommenen Substanz und dem gleichzeitigen Adaptieren heutiger Bedürfnisse oder Nutzungsvorstellungen. Voraussetzung für ein Gelingen bietet die exakte Analyse des Denkmals selbst, also seine Befragung nach den verschiedenen Wertkategorien, wobei dem Begriff des ursprünglichen Zustandes nicht die Priorität gebührt gegenüber beispielsweise dem

des Historisch-Dokumentarischen, der ja sozusagen die Lebensgeschichte beinhaltet. Andererseits muß jedoch darauf geachtet werden, daß das Didaktische, das heißt das museale Herausschälen verschiedener Zeitschichten, nicht ein Übergewicht erhält, weil sonst die Gefahr einer „Zerrestaurierung“ besteht. Übrig bliebe in diesem Fall dann allein ein steriles wissenschaftliches Präparat, ohne geistesgeschichtliche und formale Geschlossenheit, ohne die einem Kulturdenkmal auch innewohnenden ästhetischen Reize. Die Gefahr, die formale Geschlossenheit zu sprengen, ist in unserer Zeit außerordentlich groß, nicht zuletzt deshalb, weil die moderne Kunstkritik den Reiz des Torschaften, des Fragmentarischen entdeckt hat und diesen Reiz ästhetisch zu stilisieren weiß. Vordergründig werden die meisten formalen Sprengungen zwar mit ganz handfesten Zeiterfordernissen motiviert, letztlich sind aber meist die eigentlichen Ursachen in der Affinität zum Ruinösen begründet. Kernpunkt jeder Objektsanierung ist die Frage nach der künftigen Nutzung. Der Denkmalpfleger weiß nur zu gut, daß ein Kulturdenkmal auf Dauer nur zu halten ist, wenn es wirklich genutzt wird. Aber die Nutzung muß sinnvoll sein, sie darf das Objekt nicht vergewaltigen. Das Suchen nach einer adäquaten Nutzung bildet für uns ein Hauptproblem, und man ist häufig geneigt, den ersten besten sich bietenden Strohalm zu ergreifen aus der Furcht heraus, daß sich später keine weiteren Möglichkeiten mehr ergeben. Oftmals sind Geduld und Warten bessere Ratgeber. Bei der Suche nach einer geeigneten Nutzung kann man als Denkmalpfleger nicht dogmatisch, hier muß man pragmatisch vorgehen, wo-



bei vertretbare Kompromisse anzustreben sind. Man sollte dabei aber nicht vergessen, daß ein Kompromiß auf seiten der Denkmalpflege immer auch einen partiellen Verlust historischer Substanz bedeutet.

Und noch etwas muß zum Problem der Nutzung gesagt werden. So froh der Denkmalpfleger ist, wenn das Kulturdenkmal kein Museum geworden ist — dies sollte immer der letzte Ausweg bleiben —, sondern wenn es mitten im Leben steht und am Leben teilhat, so bedenklich erscheint es gerade vielfach in letzter Zeit, daß ehemals sinnvolle Nutzungen sich sozusagen multiplizieren, überborden. Bedürfnisse werden gesteigert, Raum- und Platzangebot müssen zwingend ausgeweitet werden. Ist dieser Fall eingetreten, dann besteht höchster Alarm. Dann können sinnvolle Nutzungen in zerstörerische Nutzungen umschlagen.

Für die Sanierung eines denkmalgeschützten Objektes lassen sich keine verbindlichen, gültigen Regeln aufstellen, da Denkmalpflege zwar sozusagen der praktische

Arm der Bau- und Kunstgeschichte ist, aber nichtsdestoweniger auch Teil der Geistesgeschichte. Dies sollte man bei allen praktischen Problemen niemals vergessen. Jeder Fall muß für sich durchdacht werden. Viele äußere, vom Objekt völlig unabhängige Faktoren, etwa zeitgenössische Ästhetik, soziales Selbstverständnis, Kriege, Lebensbedürfnisse, wissenschaftliche Erkenntnismöglichkeiten usw. bestimmen das Sanierungskonzept, und deshalb sind alle Konzepte nur zeitgebunden. Was vor fünfzig Jahren zweifellos richtig war, braucht heute — sollte einmal rein hypothetisch jetzt ein identischer Fall zu entscheiden sein — nicht mehr zu stimmen. Eine einzige feste Regel gibt es aber doch, und sie lautet schlicht: DIENEN.

*Dr. Eckart Hannmann*  
*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege*  
*Hauptstraße 50*  
*7400 Tübingen-Bebenhausen*

## Mitteilungen

### Zur Technik der Baudenkmalpflege

Im Forum-Verlag Stuttgart ist als Sonderdruck aus dem Deutschen Architektenblatt 12/75 eine bibliographische Zusammenstellung erschienen. Die sechsseitige Dokumentation weist deutschsprachige Literatur nach, die bei der Bewältigung praktischer Aufgaben aus der Denkmalpflege und bei der Erhaltung von Altbauten helfen kann. Die Titel sind übersichtlich in elf Hauptabschnitte gegliedert. Neben Quellen zu „Denkmalpflege allgemein“ gibt es detailliertere Themen, wie „Landschaftlich gebundene Bauweisen“, „Ziegel, Mörtel, Putz, Anstrich“, „Gartenkunst, Gartenbauwerke, Wasserspiele“. Die Schrift ist zum Einzelpreis von 5,- DM zu beziehen (ab zehn Exemplaren ermäßigter Preis).

### Die Römer in Baden-Württemberg

Archäologen des Landesdenkmalamtes und der Landesmuseen haben an einem umfangreichen Buch über „Die Römer in Baden-Württemberg“ mitgearbeitet, das im Frühjahr 1976 im Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen herauskommen wird.

Der Band umfaßt ungefähr 500 Seiten (mit 150 Kartenskizzen und 100 Fotos im Text), 80 Kunstdrucktafeln (mit zum Teil farbigen Abbildungen) und mehrfarbige Übersichtskarten. Er enthält im ersten Teil eine Geschichte der Römer in Südwestdeutschland, im zweiten, lexikalischen Teil gibt er, nach Fundorten und Museen geordnet, eine Übersicht über die wichtigen Funde und sichtbaren Bodendenkmäler in Baden-Württemberg. Damit ist er für den Fachmann und den interessierten Laien ein unentbehrliches Nachschlagewerk und ein praktischer archäologischer Führer zugleich.

Wir weisen bereits jetzt auf dieses Buch hin, da der Verlag auf Bestellungen vor Erscheinen einen Nachlaß von 10,- DM einräumt (Subskriptionspreis 49,- DM).

### Wanderausstellung der Bodendenkmalpflege

„Pro Archaeologia“, die Wanderausstellung der Bodendenkmalpflege, über die in Heft 3/1975 des Nachrichtenblattes ausführlich berichtet wurde, zieht weiter durch die Lande.

Sie ist zu besichtigen

vom 2. April bis zum 25. April 1976  
in Schwäbisch Hall,

vom 30. April bis zum 23. Mai 1976  
in Buchen,

vom 28. Mai bis zum 27. Juni 1976  
in Konstanz.





Eberhard Wagner

Bodendenkmalpflege  
Zentralstelle Stuttgart

Seine Vorfahren, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts teils in Tübingen, teils in Kirchentellinsfurt lebend, waren Bauern und etliche aus dem Tübinger Stift hervorgegangene Pfarrer. Um die Jahrhundertwende sah man die Familie an der Begründung der Kirchentellinsfurter Industrie wirken. Auch für den 1930 Geborenen schien der durch entsprechende Ausbildung und Studium geprägte Lebensweg selbstverständlich vorgezeichnet. Trotz fallweisen Erfolges vermochte ihn aber die Vorstellung eines lebenslangen Daseins in der Industrie nicht zu faszinieren. So ist es kein Wunder, daß eine sich bietende Gelegenheit unverzüglich genutzt wurde, um noch einmal von vorne zu beginnen. Als ein bereits etwas älterer Student, nämlich im Jahre 1962, begann er in Tübingen Urgeschichte bei Professor Gustav Riek und Vor- und Frühgeschichte bei Professor Wolfgang Kimmig zu studieren.

Als Nebenfächer wählte er, entsprechend seiner mehr zur naturwissenschaftlichen Beobachtung neigenden Veranlagung, Geologie und Anthropologie. Der Abschluß des Studiums erfolgte im Jahre 1968 mit einer Dissertation über das Paläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren. Eine anschließende Anstellung im Institut fand ihren Höhepunkt, der zugleich Abschied vom forschungsfrohen Dasein war, in einer kleinen Einmannexpedition in die südliche Serengeti. Seit 1973 ist er nun bei der Bodendenkmalpflege und erfaßt Bodendenkmale zum Zwecke der Anlegung des Denkmalbuches. Für ihn ist Denkmalpflege und Naturschutz integrierender Bestandteil der Lebensqualität von heute und morgen. Seit 1957 ist er verheiratet und wohnt ein bißchen abseits am Wald und sieht von seinem Fenster aus – keinen einzigen Grabhügel.



Jörg Biel

Bodendenkmalpflege  
Zentralstelle Stuttgart

Jörg Biel wurde 1943 in Urach geboren und wuchs in Neuffen auf. Er besuchte dort die Volksschule und später das Gymnasium in Nürtingen, wo er auch das Abitur ablegte. Ohne allzu konkrete Vorstellung Beginn des Vorgeschichtsstudiums in Tübingen, das ihn sehr schnell begeistert. Nach einigen Semestern ein halbjähriger Aufenthalt mit der Yale University in Nubien, um im Rahmen des Staudammprojektes die Steinzeit im Niltal zu kartieren. Hierdurch Anregung zu zahlreichen späteren Reisen. Während der Semesterferien Teilnahme an fünf Kampagnen der Heuneburggrabung und später eigene Grabungen für das Tübinger Amt. Schon während des Studiums Ausrichtung auf die praktische Denkmalpflege, Wechsel der Nebenfächer von Alter Geschichte und Ethnologie zu Geologie und Urge-

schichte. Mit dem Tübinger Institut unter Professor Kimmig zahlreiche Sommerexkursionen durch Frankreich, Italien, Jugoslawien, die Tschechoslowakei und Dänemark. Vor allem durch das Dissertationsthema über vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg starke Konzentration auf den südwestdeutschen Raum. Nach der Promotion 1972 Eintritt beim Landesdenkmalamt, Abteilung Bodendenkmalpflege, in Stuttgart, zunächst zur Inventarisierung von Bodendenkmalen und Eintragung in das Denkmalbuch sowie Beschäftigung mit verschiedenen Fragen in Zusammenhang mit dem neuen Denkmalschutzgesetz. Nach zwei Jahren Übernahme in die praktische Bodendenkmalpflege, vor allem Ausgrabungen und deren Auswertung.

### Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien  
stehen zur Verfügung:

Dr. J. M. Fritz, Karlsruhe 24–26;  
Dipl.-Ing. Th. Mössle, Welzheim 37;  
Prof. Dr.-Ing. K. Pieper, Braunschweig 11–12;  
Dr. S. Schmuck, Karlsruhe 32 (Abbildung 2), 33 (Abbildung 4), 34 (Abbildung 6);

LDA-Karlsruhe 18 (Foto Dr. P. Anstett), – 32 (Abbildung 1), 33 (Abbildung 3), 34 (Abbildung 5) (sämtliche Fotos W. Kratt), 17 (Fotos A. Westermann);  
LDA-Freiburg 28–30;  
LDA-Tübingen Titelbild, 35, 39 (Abbildung 2), 42 (Abbildung 7), – 2 bis 10, 14, 41 (sämtliche Fotos Dr. H. Hell, Reutlingen), 40 (Abbildung 4) (Foto Hölder, Urach), 15 (Foto Landesbildstelle Württ.), 42 (Abbildung 8) (Foto Metz, Tübingen), 39 (Abbildung 1) (Scheffold, Württ. 4481), 40 (Abbildung

3) (Scheffold, Württ. 10 388);  
LDA-Stuttgart 21 (Abbildung 4), 22 (Fotos Dr. N. Bongartz), 20 (Foto Landesbildstelle Württ.), 21 (Abbildung 2) (Foto Wenzel und Pörtner), 21 (Abbildung 3) (Foto Münsterbauhütte Schwäbisch Gmünd)

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:  
Dipl.-Ing. Th. Mössle, Welzheim 36 (Zeichnung Th. Schwarz, Stuttgart);  
Prof. Dr.-Ing. K. Pieper, Braunschweig 13;  
LDA-Freiburg 28–29, 31



# Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

## Zentralstelle Stuttgart

Amtsleitung und Verwaltung

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Stuttgart)

Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Eugenstraße 3  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2 12/52 73

Archäologie des Mittelalters  
Teckstraße 56  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 28 01 01 / App. 64

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Schillerplatz 1  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 21 93/29 80

Volkskunde (Württ. Landesstelle)  
Alexanderstraße 9A  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2 12/52 90

## Außenstelle Freiburg

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Freiburg)

Dienststellenleitung und  
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg i. Br.  
Telefon (07 61) 3 19 39

Abt. II (Bodendenkmalpflege)  
Adelhauserstraße 33  
7800 Freiburg i. Br.  
Telefon (07 61) 3 27 19

Volkskunde (Badische Landesstelle)  
Schwaighofstraße 13  
7800 Freiburg i. Br.  
Telefon (07 61) 7 40 11

## Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Dienststellenleitung  
und sämtliche Abteilungen  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

## Außenstelle Tübingen

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Tübingen)

Dienststellenleitung und  
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)  
Hauptstraße 50  
7400 Tübingen-Bebenhausen  
Telefon (0 70 71) 6 20 11 und 6 20 12

Abt. II (Bodendenkmalpflege)  
Schloß/Fünfeckturm  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 2 29 90



E 6594 FX

DENKMALPFLEGE  
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg  
Eugenstraße 3, 7000 Stuttgart 1  
1/1976 5. Jahrgang Januar-März 1976

## Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte  
der Bau- und Kunstdenkmalpflege  
in Baden-Württemberg  
Deutscher Kunstverlag

Band 1 Peter Breitling · Hans Detlev  
Kammeier · Gerhard Loch  
Tübingen  
*Erhaltende Erneuerung  
eines Stadtkerns*  
München/Berlin 1971

Band 2 Reinhard Lieske  
*Protestantische Frömmigkeit  
im Spiegel  
der kirchlichen Kunst  
des Herzogtums Württemberg*  
München/Berlin 1973

Band 3 *Stadtkern Rottweil  
Bewahrende Erneuerung von  
Struktur, Funktion und Gestalt*  
München/Berlin 1973

Band 4 Heinz Althöfer · Rolf E. Straub  
Ernst Willemsen  
*Beiträge zur Untersuchung  
und Konservierung  
mittelalterlicher Kunstwerke*  
München/Berlin 1974

Forschungen und Berichte  
zur Volkskunde  
in Baden-Württemberg  
Verlag Müller & Gräff

Band 1 1971-1973 [Sammelband]  
Stuttgart 1973

Band 2 Herbert und Elke Schwedt  
*Malerei auf Narrenkleidern  
Die Häs- und Hanselmaler  
in Südwestdeutschland*  
Stuttgart 1975

Forschungen und Berichte  
der Archäologie des Mittelalters  
in Baden-Württemberg  
Verlag Müller & Gräff

Band 1 Günter P. Fehring  
*Unterregench  
Kirchen, Herrnsitz,  
Siedlungsbereiche*  
Stuttgart 1972

Band 2 Antonin Hejna  
*Das „Schlößle“  
zu Hummertsried  
Ein Burgstall  
des 13. bis 17. Jahrhunderts*  
Stuttgart 1974

Forschungen und Berichte  
zur Vor- und Frühgeschichte  
in Baden-Württemberg  
Verlag Müller & Gräff

Band 1 Rolf Dehn  
*Die Urnenfelderkultur  
in Nordwürttemberg*  
Stuttgart 1972

Band 2 Eduard M. Neuffer  
*Der Reihengräberfriedhof von  
Donzdorf (Kreis Göppingen)*  
Stuttgart 1972

Band 3 Robert Koch  
*Das Erdwerk  
der Michelsberger Kultur  
auf dem Hetzenberg  
bei Heilbronn-Neckargartach*  
Teil 2: Alix Irene Beyer  
*Die Tierknochenfunde*  
Stuttgart 1972

Band 4 Teil 1: Gustav Riek  
*Das Paläolithikum der  
Brillenhöhle bei Blaubeuren  
(Schwäbische Alb)*  
Stuttgart 1973  
Teil 2: Joachim Boessneck  
Angela von den Driesch  
*Die jungpleistozänen  
Tierknochenfunde  
aus der Brillenhöhle*  
Stuttgart 1973

Band 5 Hans Klumbach  
*Der römische Skulpturenfund  
von Hausen an der Zaber  
(Kreis Heilbronn)*  
Stuttgart 1973

Band 6 Dieter Planck  
*Arae Flaviae I  
Neue Untersuchungen  
zur Geschichte  
des römischen Rottweil*  
Stuttgart 1975

Fundberichte  
aus Baden-Württemberg  
Schweizerbart'sche  
Verlagsbuchhandlung

Band 1 Stuttgart 1974  
Band 2 Stuttgart 1975